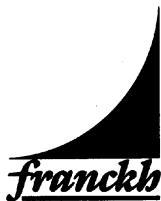


defunct Hitchcock

Alfred Hitchcock

Die drei ??? und der schrullige Millionär

Erzählt von M. V. Carey
nach einer Idee von Robert Arthur



Franckh'sche
Verlagshandlung
Stuttgart

Aus dem Amerikanischen übertragen und bearbeitet von Leonore Puschert
Titel der Originalausgabe:

»The Three Investigators in The Mystery of The Cranky Collector«
(Random House, Inc., New York / 1987, ISBN 0-394-89153-8)

© 1987, Random House, Inc. Text by M. V. Carey,
based on characters created by Robert Arthur.

This translation published by arrangement with Random House, Inc.

Schutzumschlag von Aiga Rasch

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Carey, M. V.:

Die drei ??? [Fragezeichen] und der schrullige Millionär /
Alfred Hitchcock. Erzählt von M. V. Carey nach e. Idee von
Robert Arthur. – Stuttgart: Franckh, 1989

ISBN 3-440-05963-4

Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart/1989

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 1989, Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart

ISBN 3-440-05963-4 / L 10 Hm / sn Hrr

Printed in Czechoslovakia / Imprimé en Tchécoslovaquie

Satz: Setzerei G. Müller, Heilbronn

Gesamtherstellung durch Artia, Prag

Die drei ??? und der schrullige Millionär

Alfred Hitchcock hat das Wort 7

Der alte Geizkragen 9

Eingesperrt! 15

Ein Millionär verschwindet 23

Ende der Party 31

Überfall! 40

Schritte im Dunkeln 47

Gespeicherte Geheimdaten 55

Die rätselhafte Botschaft 65

Immer dieser Dachboden! 74

Justus im Schaufenster 82

Das Buch des Bischofs 90

Tränen der Götter 99

Eine Falle wird gestellt! 108

Justus hat eine Erleuchtung 115

Die Erde bebt! 122

Nicht umzubringen 127

Ein Geheimnis aus alter Zeit 132

Alfred Hitchcock hat das Wort

Seid begrüßt, Krimi-Freunde! Mit Vergnügen präsentiere ich euch den neuesten Fall der jungen Detektive Justus, Bob und Peter, uns allen bestens bekannt als »die drei ???«. Diesmal bewahrt das Trio einen stadtbekannten alten Geizhals vor einem Schicksal, das ihm so mancher nur zu gern gegönnt hätte. Und nebenbei lüften die Jungen ein seit vierhundert Jahren schlummerndes Geheimnis aus Südamerika um eine schillernde historische Persönlichkeit und einen verschollenen Schatz.

Dies allein hört sich schon recht aufregend an, doch es tut sich auch sonst noch allerlei. Eine chaotische Party, ein verräterischer Computer und ein Spukhaus halten die Jungdetektive in Atem. Weiteres will ich meinen Lesern an dieser Stelle nicht verraten, denn das ginge auf Kosten der Spannung.

Ach ja: Wer von euch den drei ??? bisher noch nicht begegnet ist, sei hiermit über sie ins Bild gesetzt.

Justus Jonas, Erster Detektiv und Anführer des Teams, ist von nicht zu übersehender Körperfülle. Böse Zungen würden ihn sogar »fett« nennen; doch das stört ihn nicht allzusehr.

Scharfsinnig und hartnäckig verfolgt er seine Ziele, und wenn es darum geht, aus einem unwichtig erscheinenden Fingerzeig die enthüllende Schlußfolgerung zu ziehen, ist er unschlagbar. Peter Shaw ist Zweiter Detektiv. Seine Stärke sind Leistungen, die Kraft, Geschick und Ausdauer erfordern. Er ist der beste Sportler der drei. Eine schwache Stelle hat er allerdings: Ihm graut vor Gespenstern . . . Bob Andrews, ein vielseitiges Talent, ist zuständig für Recherchen und Archiv. Er versteht sich auf gezielte Nachforschungen in alten Büchern und Dokumenten, und oft fördert er aus der Bibliothek erstaunliche und äußerst wertvolle Informationen zutage. Die drei ??? wohnen in der kleinen Küstenstadt Rocky Beach, ganz in der Nähe von Hollywood. Ihre »Zentrale«, das hervorragend ausgestattete Detek-

tivbüro, befindet sich auf dem Lagerplatz des »Gebrauchtwaren-Center T. Jonas«, des Betriebs von Justus' Onkel Titus und Tante Mathilda.

Nun würde ich aber vorschlagen, daß wir in die Geschichte einsteigen. Ich wünsche viel Spaß und Spannung!

Alfred Hitchcock

Der alte Geizkragen

»Paßt auf, daß da drinnen nichts schief läuft!« schärfte Harry Burnside den drei Jungen ein. »Der alte Griesgram bekäme einen Tobsuchtsanfall.«

Burnside war sonst ein liebenswerter Bursche mit Sinn für Humor, aber im Moment war er gar nicht gut aufgelegt. »Ein solcher Geizkragen!« brummelte er. »Hat einfach nicht genug rausgerückt, damit ich für euch drei was Vorzeigbares zum Anziehen besorgen konnte. Sag mal, Justus, hast du die Jacke da beim Verleih vorher anprobiert, oder hat man sie dir einfach verpaßt? Die sitzt ja überhaupt nicht!«

Justus Jonas hielt sein Serviertablett mit Käsegebäck und Fleischbällchen von sich ab und sah an sich herunter. Er war nun einmal recht gut gepolstert, und diese weiße Kellnerjacke hatte sich über dem Bauch nur mit Mühe zuknöpfen lassen.

»Was Besseres konnte ich nicht finden«, erklärte er Burnside. »Sie hatten zwar eine weiter geschnittene Jacke, aber da reichten mir die Ärmel bis über die Fingerspitzen. Und ich bin bei der Arbeit heute ja wohl auf meine Hände angewiesen.«

Peter Shaw stand mit einem Tablett voller Karottensticks und Kräutercremes hinter Justus. Ihm war die weiße Jacke viel zu kurz – sie reichte kaum bis zur Taille, und die Handgelenke schauten nackt und knochig aus den Ärmeln hervor. Er wirkte wie eine diensteifrige Vogelscheuche.

Bob Andrews war sonst immer darauf bedacht, daß er ordentlich aussah. Nun aber hatte der Kleinste der drei Jungen eine Jacke abbekommen, die ihm überall zu groß war. Notgedrungen hatte er die Ärmel mehrmals umgekrempt, um beim Servieren die Hände frei zu haben. Das sah schlampig aus, bei ihm ein ganz ungewohnter Anblick.

Harry Burnside seufzte. »Na schön, nun ist nichts mehr zu retten. Dann geht mal los und bietet den Gästen eure Appetithäpp-

chen an. Und macht einen großen Bogen um den alten Pilcher. Wenn euch was runterfällt, reißt der euch glatt den Kopf ab!« Burnside hielt die Küchentür auf, und Justus, Bob und Peter trugen ihre Tablets hinaus. Im Wohnzimmer gingen sie mit ihrem Angebot zwischen den Gästen umher. Es herrschte ein großes Gedränge im Raum, denn außer den vielen Leuten enthielt er eine Menge klobiger alter Möbel und ausladender Regale mit allem möglichem Krimskrams. Die hohen Glastüren zum Garten waren geöffnet und ließen die Wärme des Juniabends, doch leider keinen frischen Luftzug ein. Allen drei Jungen war es heiß und unbehaglich. Jeder trug sein Tablett aufmerksam und gespannt vor sich her, damit nichts zu Boden fiel und niemand angerempelt wurde. Der jähzornige Mr. Pilcher durfte auf keinen Fall in Wut geraten!

Die Jungen kannten Mr. Pilcher nicht, aber sie hatten schon viel von ihm gehört – freilich nichts Gutes. In Presseartikeln aus der Wirtschaft wurde Pilcher als vielfacher Millionär und einer der reichsten Männer der Westküste bezeichnet. Bei seinen Nachbarn in Rocky Beach und bei den Geschäftsleuten, die mit ihm verkehrten, hatte er hingegen den Ruf, der übelste Geizkragen der ganzen Stadt zu sein. Allgemein hieß es, er sei so knickrig, daß er noch immer neunzig Cent seines ersten selbstverdienten Dollars besaß.

Als Harry Burnside den Jungen diesen Job als Aushilfskellner bei Pilchers Party angeboten hatte, war ihnen sofort klargeworden, daß Burnside in der Klemme saß. Er hatte seinen Partyservice neu eröffnet und war der jüngste Unternehmer in dieser Branche. Bei dem Fest in Pilchers Villa ging es um seinen ersten großen Auftrag. Er hatte improvisieren müssen, um Helfer zusammenzubekommen, und obendrein waren ihm von Pilcher ausgemacht harte Bedingungen gestellt worden. Nach Burnsidés Äußerungen war es für Pilcher anscheinend eine Art Sport, den Aufwand für die Bewirtung seiner Gäste so niedrig wie möglich zu halten. Burnsidés Einwänden hielt Pilcher ent-

gegen, es mache ihm eben Spaß, billig davonzukommen. Er hatte gefeilscht und die Kosten gedrückt, wo es nur ging. Dem Servierpersonal hatte er nur den Mindestlohn und keinen Cent mehr zugestanden. So waren die Tische im Garten von Real-schülerinnen aus Rocky Beach gedeckt worden; der Barmixer war Student an einer Hotelfachschule in Los Angeles, und als Küchenhilfe machte sich ein Arbeitsloser namens Ramon nützlich, den Burnside über die Sozialstation aufgetrieben hatte. Das Servieren der Vorspeisen oblag den ungelerten Kellnern Justus, Bob und Peter.

Die Jungen hatten den Aushilfsjob nicht des Geldes wegen angenommen. Natürlich war ihnen ein Zusatzverdienst jederzeit willkommen, aber in diesem Fall überwog die Neugierde. Die drei ??? von der einzigen Junior-Detektei am Ort waren stets ungelösten Rätseln auf der Spur, und Jeremy Pilcher verkörperte ein solches Rätsel. Für Rocky Beach stellte er sozusagen eine lebende Legende dar. Obendrein war er ein sprichwörtlicher Einsiedler. Die Chance, diesen Mann und seinen Wohnstil kennenzulernen, durften sie sich nicht entgehen lassen. Pilchers Haus war ein baufälliger alter Kasten an der Mockingbird Lane inmitten eines verwilderten Gartens. Das Anwesen wirkte so düster und verwahrlost, daß es in der Stadt gerüchteweise hieß, dort spuke es.

Die Party, die Burnside für den Gastgeber ausrichtete, wurde zu Ehren von Pilchers Tochter Marilyn gefeiert. Sie war das einzige Kind des alten Mannes, eine wohlbehütete Erbin, die im Internat erzogen worden war. Zu anderen Kindern aus Rocky Beach hatte Marilyn daher nie Kontakt gehabt. Zur Zeit studierte sie an einer Hochschule im Osten der Vereinigten Staaten. Von Harry Burnside hatten die Jungen erfahren, sie wolle anlässlich dieser Party ihre Verlobung bekanntgeben. Außerdem hatte ihnen Burnside anvertraut, daß Jeremy Pilcher gegen die Verlobung war und dieses ganze Fest ausdrücklich mißbilligte.

»Er behauptete steif und fest, das sei nur hinausgeworfenes

Geld«, hatte Burnside den Jungen erzählt. »Irgendwann ließ er sich dann doch dazu überreden, weil seine Tochter ihm ständig in den Ohren lag. Er dachte sich, wenn er die Party für sie arrangierte und dazu noch ein paar Musiker anheuerte, würde sie wieder eine Zeitlang Ruhe geben. Er sagte noch, er wollte ihr kräftig einheizen und ihr den Verlobten madig machen, damit sie ihn vor dem Hochzeitstermin wieder laufenlassen sollte. Pilcher will ihr nämlich einen flotten Erfolgstyp von der Wall Street unterjubeln. Vielleicht nimmt er sie auch als Teilhaberin in sein Unternehmen auf. Ich habe den Eindruck, das wäre ihm letztlich am liebsten.«

Als Justus unter den munter plaudernden Gästen sein Käsegebäck herumreichte, fragte er sich, welcher der Männer wohl Pilcher war. Die Anwesenden waren überwiegend mittleren Alters. Justus wußte, daß Pilcher älter war – mindestens siebzig. Und die meisten Männer trugen schicke, teure Anzüge und sahen aus wie Stammkunden von Modefriseuren und Fitness-Clubs. Sie wollten nicht zu dem Bild passen, das sich Justus von Pilcher gemacht hatte.

Andererseits hätte durchaus jedes der Mädchen, die mit lautem Durcheinanderrufen und schallendem Gelächter das Stampfen und Schmettern der Dreimannkapelle zu übertönen suchten, Marilyn Pilcher sein können – sowohl die weißgewandete Rothaarige als auch die Dunkle in Rosa oder die Blonde in dem blauen Kleid, die sich angeregt mit der farblos wirkenden Dame in grauer Seide unterhielt. Diese Frau machte einen irgendwie unglücklichen Eindruck. Als das blonde Mädchen sich kurz abwandte, um ein paar Worte an den geschniegelten jungen Mann an ihrer Seite zu richten, hob die Frau den Blick zur Zimmerdecke. Erschrocken hob sie ihre Hand an die Kehle.

Justus schaute auch hinauf. Da oben hing ein großes Spinnweb in einer Ecke. Und es war nicht zu übersehen, daß jemand an der Wand darunter ein Insekt zerdrückt hatte.

Die graugekleidete Frau verzog angeekelt das Gesicht und sah

schnell weg. Justus bemühte sich, ernst zu bleiben. Die Arbeit als Kellner war in mancher Hinsicht anstrengender als die Aufgabe des Ersten Detektivs bei den drei ???, doch es gab auch vergnügliche Augenblicke.

Gerade als die Musiker eine Pause eingelegt hatten, ließ eine der jungen Serviererinnen draußen ein Glas fallen. Klirrend zerbrach es auf den Fliesen des Gartenweges. Augenblicklich erkannte Justus, wer Pilcher war: der große, hagere Alte mit dem schütterten grauen Haar und dem abgetragenen schwarzen Anzug, der an vielen Stellen speckig glänzte. Er kam aus einer Ecke gestürzt und hastete mit einem Wutschrei zur Gartentür. Eine Sekunde lang dachte Justus, nun würde er gleich das Mädchen packen und schütteln. Doch der Mann konnte sich gerade noch zügeln. »Kannst du nicht achtgeben, du dummes –« Mitten im Satz brach er ab und stierte von der Tür aus das Mädchen zornbeugend an. Dann machte er auf dem Absatz kehrt und lief im Sturmschritt an seinen Gästen vorbei, durch das Speisezimmer und auf die Küche zu.

»Nun reg dich doch nicht auf, Dad, ja?« Das blonde Mädchen in dem blauen Kleid eilte Pilcher nach.

»Marilyn . . .« Die Dame in Grau streckte eine Hand aus, als wollte sie das Mädchen zurückhalten. Doch dann gab sie es auf und ließ die Hand sinken. Sie wandte sich zu dem geschniegelten Jüngling, der bei ihr stand. »Also weißt du, Jim! Dieser unmögliche Mensch!« stieß sie hervor.

Der junge Mann trabte Marilyn und Pilcher hinterher. »Laß mal, Marilyn. Mr. Pilcher, das Mädchen hat es bestimmt nicht mit Absicht getan. Mr. Pilcher? Ich möchte doch nur –«

Pilcher würdigte ihn keines Blickes. Er stieß die Küchentür auf und stellte sich hochauferichtet in den Türrahmen. Justus hatte die bange Ahnung, daß der Alte tief Luft holte, um wegen des Ungeschicks der Serviererin ein Donnerwetter loszulassen.

Justus stand ruhig da, den Blick in die Küche gerichtet. Er sah Harry Burnside zwischen Herd und Arbeitstisch hin- und her-

wieseln und im Eiltempo die Speisen auf Platten anrichten. Am Spülbecken wusch der dunkelhaarige Helfer Teller ab.

»Burnside, schaffen Sie mir sofort diesen Trampel aus dem Haus!« brüllte Pilcher los. Anscheinend kümmerte es ihn nicht, wer sonst noch zuhörte. »Und wenn Sie glauben, daß ich Ihnen das Glas ersetze, dann irren Sie sich. Kommt überhaupt nicht in Frage!«

»Dad, nun laß es doch gut sein . . .« beschwor Marilyn Pilcher ihren Vater. »Sonst bekommst du am Ende noch einen Herzanfall. Und du machst uns hier die nette Stimmung kaputt. Dad, hör doch! Bitte!«

Marilyn legte dem alten Mann die Hand auf den Arm und versuchte ihn sanft von der Küchentür abzudrängen. Doch Jeremy Pilcher war in voller Fahrt und für Ablenkungsmanöver überhaupt nicht zugänglich.

Der Helfer an der Spüle drehte sich mit mürrischer Miene zu Pilcher um. Die Szene ging ihm wohl gegen den Strich. Einen Augenblick lang starrten er und Pilcher einander an. Dann glitt dem Mann der Teller, den er gerade hielt, aus der Hand und zersprang auf dem Steinboden in Scherben.

Die Partygäste hatten ihre Unterhaltung mittlerweile eingestellt. Voll Unbehagen standen sie herum und taten so, als hätten sie Pilchers Wutanfall nicht bemerkt. Das Klirren des Tellers hallte nun überlaut durch die Stille – wie eine Explosion, oder wie das Krachen bei einem Auffahrunfall.

Pilcher rang in höchster Erregung nach Atem.

»Dad, nun mach bloß keine Katastrophe daraus!« rief Marilyn. »Das ist doch nicht so schlimm, wenn . . . wenn . . . Dad, was ist?«

Pilcher krümmte sich jäh vornüber und riß beide Arme vor die Brust.

»Ich hab's dir doch gesagt!« jammerte seine Tochter. »Ich hab' dich gewarnt! Ray! Ray, kommen Sie schnell her! Er wird ohnmächtig!«

Sie faßte den alten Mann um den Leib, aber er war zu schwer für sie. Seine Knie gaben nach, und er sackte am Boden zusammen.



Da geht erst ein Glas, dann ein Teller zu Bruch – und der alte Geizkragen bekommt erst einen Wut –, dann einen Herzanfall. Er muß schon ein merkwürdiger Patron sein, dieser Jeremy Pilcher. Nun, die junge Serviererin im Garten war eben ungeschickt. Warum jedoch der Anblick des Hausherrn für den Tellerwäscher ein solcher Schock ist, daß auch ihm Zerbrechliches aus der Hand fällt, und warum Pilcher nun völlig unangemessen mit einem Zusammenbruch reagiert, ist nicht ganz verständlich. Steckt etwas dahinter? Wir werden sehen. Die Party hat ja eben erst angefangen!

Eingesperrt!

Aus dem Wohnzimmer kam ein dunkelhaariger junger Mann angelaufen. Zusammen mit Harry Burnside hob er Jeremy Pilcher vom Fußboden auf. Marilyn holte aus dem Speisezimmer einen Stuhl, und sie setzten den alten Mann darauf.

»Oh Dad, ich wußte doch, daß was passiert!« Das Mädchen war vor Aufregung und vor Angst um ihren Vater dem Weinen nahe.

»Wer ist sein Arzt?« Eine stämmige, resolute Frau hatte sich zwischen die Umstehenden gedrängt und nahm Pilchers Handgelenk, um ihm den Puls zu fühlen. »Wo ist das Telefon?« fragte sie. »Ich werde seinen Arzt anrufen.«

»Nein!« stieß Jeremy Pilcher mühsam hervor. »Keinen Arzt! Den brauche ich nicht.«

Der dunkelhaarige junge Mann beugte sich über Pilcher. »Mr. Pilcher, wir wollen Ihnen doch nur –«

»Ich sag' doch, ich brauche keinen Arzt, Sie hergelaufener Strolch!« krächzte Pilcher.

Den jungen Mann kümmerte die Beleidigung nicht. Er schien sie ganz einfach zu überhören. Justus, der alles mitbekommen hatte, fragte sich verwundert, ob Pilcher die Menschen in seiner Umgebung immer so unhöflich behandelte.

Doch dann hörte Justus, wie ein Gast seinem Nebenmann eine Erklärung zuflüsterte. »Der Bursche ist Ray Sanchez. Er ist Privatsekretär beim alten Pilcher.«

»Tja, was nimmt man nicht alles in Kauf, um nicht auf der Straße zu liegen«, lautete der trockene Kommentar des anderen Mannes.

»Ich will rauf!« befahl Pilcher jetzt. »Ich will mich oben ausruhen. In ein paar Minuten ist alles wieder in Ordnung.«

Ray Sanchez sah sich unter den Anwesenden um. Sein Blick fiel auf Peter, der in seiner zu kleinen Kellnerjacke beim Tisch mit dem kalten Büffet stand. »Du da«, sagte Sanchez. »Hilf uns mal eben, ja?«

Peter stellte sein Tablett ab und kam her. Er und Sanchez hoben Pilcher von dem Stuhl hoch und geleiteten den alten Mann mit Mühe und ganz langsam zur Diele, von der eine Treppe zum Obergeschoß hinaufführte. Marilyn Pilcher ging voraus, und die Gäste machten Platz.

Jeremy Pilcher erschien Sanchez und Peter, die ihn die Treppe hinaufschleppten, so schwer wie Blei. Als sie das Schlafzimmer des alten Mannes erreicht hatten, waren sie ganz außer Atem. Der Raum lag im vorderen Teil des Hauses, und aus den Fenstern konnte man die Berge sehen.

Sanchez und Peter legten Pilcher behutsam auf das Bett, und Marilyn lief ins Badezimmer nebenan, um ihrem Vater ein Glas

Wasser zu holen. Doch Pilcher stieß das angebotene Glas brüsk zur Seite. Das Wasser spritzte über das ganze Laken. »Nitro!« ächzte Pilcher. »Wo sind meine Nitro-Tabletten?«

»Sofort.« Hastig riß Marilyn Pilcher die Nachttischschublade auf und nahm eine Medizinflasche heraus.

»Los, los, her damit!« fauchte der alte Mann. »Steh nicht so dämlich rum, du blöde Gans!«

»Dad, manchmal bin ich wirklich versucht, dir Gift zu geben – dann kannst du sehen, wo du bleibst!« Sie schüttelte aus der Flasche eine weiße Tablette in die ausgestreckte Hand ihres Vaters.

»Da hab' ich zum Glück einen Riegel vorgeschoben«, knurrte der alte Mann. »Du weißt ganz genau, was in meinem Testament steht – wenn mir etwas Verdächtiges zustößt, dann bist du dran!«

Er legte sich die Tablette unter die Zunge und ließ sich wieder zurücksinken.

Peter war dieser haßerfüllte Wortwechsel zwischen Vater und Tochter äußerst peinlich. Er wollte sich unauffällig zurückziehen, aber Marilyn Pilcher merkte es und hielt ihn am Ärmel fest. »Du bleibst hier bei meinem Vater«, wies sie ihn an. »Ich muß wieder zu den Gästen hinunter. Kommen Sie mit, Ray, Sie müssen mir helfen.«

Peter geriet in Panik. Er wollte nicht mit diesem kranken, böartigen alten Mann alleingelassen werden. »Aber Miss Pilcher«, protestierte er, »das kann ich nicht. Ich soll hier –«

»Du sollst tun, was man dir aufträgt.« An der Art, wie Marilyn das sagte, merkte man, daß sie Pilchers Tochter war.

»Und wenn er nun . . . wenn die Atmung aussetzt? Wenn sein Herz –«

»Da kann nichts passieren. Ein Herzinfarkt ist das ja nicht«, erklärte Marilyn ungeduldig. »Es ist nur seine Angina pectoris. Eine Verkrampfung der Blutgefäße. Sein Herz bekommt dann nicht genügend Sauerstoff. Im Augenblick hat er starke

Schmerzen, aber durch das Nitro wird das gleich besser. Gefährlich ist es nicht.«

»Du müßtest mal an meiner Stelle sein!« fuhr Pilcher auf.

»Dann würdest du nicht mehr sagen, es sei nicht gefährlich.«

»Ja doch, Dad«, sagte das Mädchen. Dann wandte sie sich ab und ging aus dem Zimmer.

Ray Sanchez lächelte Peter zu, hob die Schultern und ging Marilyn nach.

Jeremy Pilcher lag mit geschlossenen Augen regungslos da. Peter setzte sich in einen Sessel neben dem Bett und beobachtete den alten Mann. Pilchers Haut war ganz grau, bis auf die Stellen, an denen die Adern bläulich hervortraten. Die schmale Nase stach spitz aus dem Gesicht hervor, und die Wangen waren eingefallen. Peter sah sich die Hände des Alten an. Sie waren skelettartig dürr, und die Knochen zeichneten sich unter der Haut deutlich ab. Pilcher hatte die Arme über der Brust gekreuzt, als sei er auf dem Totenbett aufgebahrt.

Bei dieser Vorstellung wurde es Peter angst und bange. Rasch sah er weg und blickte sich in dem Raum um, in den es ihn verschlagen hatte. Der offene Kamin war seit dem vergangenen Winter nicht gereinigt worden; graue Asche häufte sich hinter dem angelaufenen Messingschutzgitter. Davor stand ein Messingkorb mit einigen Holzscheiten und einem Stapel vergilbter Zeitungen. Ein Schiffsmodell und zwei Kerzen in Porzellanleuchtern zierten den Kaminsims.

Peter holte tief Atem. Es roch muffig im Raum. Er hatte den Eindruck, als dringe der Staub aus den Wänden und den Vorhängen und steige wie Dunst aus dem fadenscheinigen, schmutzigen Teppichboden. Er fragte sich, ob hier jemals irgendwer saubermachte.

Ein Spiegel, der über einer breiten Kommode hing, wirkte fleckig und trübe. Stellenweise hatte sich der Belag hinter dem Glas gelöst. Zwei kleine Sessel waren zu beiden Seiten der Kommode aufgestellt; der Stoffbezug der Polsterung war verblichen.

Sogar die Aquarelle an der Wand darüber – Bilder von Segelschiffen und aufgewühlter Brandung vor felsigen Küsten – schienen verblaßt.

Überall, vor jeder Wand, gab es vollgepackte Bücherregale; auch die Kommode mit den Sesseln war davon eingerahmt. Peter sah gebundene Bücher und Taschenbücher, kleine Bändchen und dicke Scharteken, die so groß waren, daß sie liegend aufbewahrt werden mußten. Es gab auch Stapel von Dokumenten und zusammengerollte Kartonblätter. Hier und da waren über den Bücherreihen Aktenhefter und große Umschläge abgelegt.

Peter sah zum Bett hin. Der alte Pilcher schien zu schlafen. Sein Atem ging rasselnd, aber gleichmäßig. Die knochigen Hände waren nun nicht mehr verkrampft, sondern lagen entspannt auf der Brust. Peter stand auf und trat an eines der Regale. Er las die Titel auf den Buchrücken. *Blutiger Mord* hieß ein Band, ein anderer *Der Haijäger*. Er entdeckte eine Ausgabe der Erzählungen von Edgar Allan Poe und ein Buch mit dem Titel *Polaris*. Peter nahm es aus dem Regal und schlug es auf. Es war ein Seefahrerhandbuch, eine Anleitung für die Navigation nach dem gestirnten Himmel.

Pilcher stieß einen halb stöhnenden, halb schnarchenden Laut aus. Peter schrak zusammen, als sei er bei verbotenen Tun erwischt worden. Er schob das Buch wieder ins Regal, beobachtete abwartend den alten Mann und horchte auf die Stimmen der Gäste unten. Wie lange würde die Party wohl noch dauern? Wie lange mußte er es hier am Bett des schrulligen Sammlers aushalten?

Er sah sich seine Hände an. Sie waren verrußt und staubig. Das Bücherregal war bestimmt seit Monaten oder gar Jahren nicht mehr gesäubert worden.

Peter ging ins Badezimmer und schloß die Tür hinter sich. Selbst hier gab es Bücher; sie stapelten sich auf einem niedrigen Tisch zwischen der altmodischen Badewanne mit Löwenpran-

ken und dem Waschbecken. Darunter gab es auch eine Sammlung Cartoons und ein Fachbuch über Atomenergie. Pilcher las anscheinend alles, was ihm in die Finger kam.

Auch Justus war ein solcher Vielleser. Wahllos verschlang er Bücher, und erstaunlicherweise wußte er hinterher immer genau, was er gelesen hatte. Nur schien es Peter eine eigenartige Vorstellung, daß Mr. Pilcher, ein so unleidlicher Zeitgenosse, diese Vorliebe mit Justus teilen sollte. Justus konnte zwar auch arrogant und rechthaberisch sein, aber mit diesem Miesepeter konnte man ihn zum Glück nicht vergleichen.

Peter drehte den Wasserhahn auf und wusch sich die Hände mit dem kärglichen Seifenrest auf Pilchers Waschbecken.

Plötzlich hörte er ein scharfes Klicken – im Schloß wurde ein Schlüssel umgedreht.

»Hey!« Peter schnappte sich ein Handtuch und hastete zur Tür. Er drehte den Knauf und zog. Doch die Tür ging nicht auf. Sie war versperrt.

Peter meldete sich leise: »Mr. Pilcher? Mr. Pilcher, machen Sie doch bitte auf.«

Es kam keine Antwort.

Peter rüttelte am Türknauf. »Mr. Pilcher!« rief er nun laut. Hinter der Tür entfernten sich Schritte. Peter legte das Ohr an die Holztäfelung. Unten konnte er die Gäste reden und lachen hören. Die Musiker spielten im Augenblick nicht. In der Nähe wurde eine Tür geöffnet, und nun waren die Laute von unten deutlicher zu vernehmen.

»Mr. Pilcher!«

Aber niemand antwortete, und niemand kam.

Peter wurde es vor Verlegenheit und Beklemmung ganz heiß. War der alte Pilcher erzürnt darüber, daß er einfach sein Badezimmer betreten hatte? Vielleicht traute er Peter etwas Schlechtes zu. Vielleicht hatte er in seiner Verwirrung Peter auch mit einem Einbrecher verwechselt. Ob er wohl nun die Polizei rief?

Peter setzte sich auf den Rand der Wanne und wartete. Schön, sollte die Polizei nur kommen. In seiner Lage konnte ihm das nur recht sein. Doch da vernahm er von neuem Schritte. Es waren die gleichen wie zuvor, und sie näherten sich wieder der Tür zum Badezimmer.

Dem alten Pilcher war es wohl doch klargeworden, daß er von Peter nichts zu befürchten hatte. Nun kam er zurück, um die Tür aufzuschließen und Peter herauszulassen.

Nur – an der Tür tat sich nichts. Statt dessen drang ein Keuchen an Peters Ohren und darauf ein schleifendes Geräusch, als sei Pilcher gestolpert oder als müsse er sich hinter der Tür gegen jemanden zur Wehr setzen. Ein unterdrücktes Stöhnen war zu hören, dann ein dumpfer Fall.

Mit einem Satz stand Peter bei der Tür. Er rüttelte heftig am Knauf. »Mr. Pilcher!« schrie er.

In diesem Augenblick legte die Band unten im Wohnzimmer wieder los mit dem Stück »Baby, Why Ain't You My Baby No More?« Schlagzeug und E-Gitarre machten einen Heidenlärm. »Mr. Pilcher!« brüllte Peter, doch er verstand kaum sein eigenes Wort. »Mr. Pilcher, ist was mit Ihnen?«

Die Musik dröhnte und jaulte weiter.

Peter brach der Schweiß aus. Einer Panik nahe, schlug er mit den Fäusten gegen die Tür.

Von Pilcher kam keine Antwort. Sein Herz! Nun hatte er doch noch eine gefährliche Herzattacke erlitten, nicht nur einen eher harmlosen Schwächeanfall. Vielleicht lag er jetzt hinter dieser Tür im Sterben!

»Ich muß hier raus!« schrie Peter. Verzweifelt stampfte er immer wieder mit den Füßen auf den Boden.

Niemand hörte ihn. Niemand kam.

Die Schlußakkorde von »Baby, Why Ain't You My Baby No More?« schallten durchs Haus, aber danach ging es ohne Pause weiter mit »Rockin' Rockin' Rockin' All the Night«.

In hilfloser Empörung hämmerte Peter an die Tür. Was kann

ich bloß tun? fragte er sich. Da draußen liegt ein schwerkranker alter Mann, der Hilfe braucht. Was kann ich tun? Was würde wohl Justus in meiner Lage tun?

»Ruhig bleiben und vernünftig überlegen!« kam ihm ein typischer Ausspruch des Ersten Detektivs ins Gedächtnis.

Recht hat er! dachte Peter, und dann sah er sich bedächtig in dem engen Raum um. Sein Blick fiel auf das Fenster.

Das Fenster! Pilcher hatte noch ein richtiges Badezimmer, nicht nur eine Naßzelle mit künstlicher Belüftung. Vor dem Fenster stand ein Baum, ganz nahe beim Haus, allem Anschein nach eine gesunde, kräftige Erle – ideal zum Klettern.

Peter schob das Fenster hoch und zog dann den Tisch heran, auf dem Pilcher seine Badezimmerlektüre gestapelt hatte. Er stieg auf den Tisch und lehnte sich zum Fenster hinaus.

Nun sah er, daß der Raum an einer Seitenwand des Hauses lag. Unten verlief ein betonierter Weg. Sollte er abstürzen, würde er sich garantiert ein Bein brechen. Oder einen Arm. Oder er würde sich gleich den Schädel einschlagen.

Doch Peter, der beste Sportler der drei ???, war Meister im Klettern. Abstürzen kam überhaupt nicht in Frage. Und außerdem konnte er sich das gar nicht leisten.

Er mußte sich klar sagen: Wenn ich nicht schnellstens zu den anderen hinunterkomme und Hilfe auftreibe, dann muß der alte Pilcher vielleicht sterben!



Peter weiß im Augenblick nur: Mr. Pilcher muß etwas zugestoßen sein. Auch wir wissen noch nichts Näheres. Ist der herzkranke alte Herr vor der Tür zusammengebrochen, oder wurde er vielleicht überfallen? Etwa von einem der Partygäste? Wie wird man ihn wohl vorfinden? Am besten macht ihr euch auf eine Überraschung gefaßt . . .

Ein Millionär verschwindet

Peter kletterte am Baum hinunter, so schnell er es riskieren konnte. Er nahm sich kaum die Zeit, sicheren Halt für Hände und Füße zu finden. Als er aus dem Badezimmerfenster gestiegen war, hatte er im Hof niemanden gesehen, doch unten war er auf ein rothaariges Mädchen gestoßen. »Origineller Weg, abwärts zu kommen«, bemerkte sie. »Wo es doch Treppen gibt.« »Ganz richtig«, murmelte Peter nur. Er hielt sich nicht mit einer Erklärung auf, sondern lief einfach an dem Mädchen vorbei und zur anderen Seite des Hauses hinüber, wo die Terrassentüren im Wohnzimmer offenstanden.

Die Musiker spielten noch immer in voller Lautstärke, als Peter durch eine der Türen ins Getümmel drinnen trat. Die Gäste hatten alle Mühe, sich bei dem Lärm der Band zu unterhalten. Justus und Bob waren ins Schwitzen geraten, während sie heldenhaft ihre Tablettts umhertrugen.

Peter drängte sich zu Marilyn Pilcher durch, die eben mit einer Frau in einem grauen Seidenkleid sprach. Er faßte das Mädchen am Ellbogen, um sich bemerkbar zu machen. Sie drehte sich um, sichtlich empört bei Peters Anblick. »Du sollst doch bei meinem Vater bleiben!« rief sie laut, um die Musik zu übertönen.

Peter setzte zu einer Erklärung an, gab es aber kopfschüttelnd auf und deutete zur Küche hinüber.

Als beide durch das Speisezimmer gingen, entdeckte Marilyn in einer Ecke Ray Sanchez. Mit Interesse beobachtete er, wie Harry Burnside Platten mit dünnen Schinken- und Truthahnscheiben und Schüsseln mit italienischem Salat auf dem Büffet anordnete.

Marilyn machte Sanchez ein Zeichen. Er folgte ihr in die leere Küche und schloß die Tür hinter sich, damit die laute Musik nicht mehr so störte.

»Dein Vater hat mich im Badezimmer eingesperrt«, erklärte Peter Marilyn, »als ich mir die Hände waschen wollte. Und kurz darauf hörte ich einen lauten Plumps vor der Tür. Bestimmt ist Mr. Pilcher gestürzt. Ich rief laut, aber er antwortete nicht, und da bin ich an einem Baum runtergeklettert. Ich glaube –«

Weiter kam er nicht. Marilyn Pilcher war schon an der Hintertreppe, die von der Küche direkt ins Obergeschoß führte, und Sanchez ging ihr nach.

Vom Speisezimmer her wurde die Tür einen Spalt geöffnet. Justus schaute in die Küche, und Bob sah ihm über die Schulter.

»Was gibt's denn?« wollte Justus wissen.

»Ich glaube, der alte Pilcher ist umgekippt.« Peter berichtete, was geschehen war. »Seine Tochter ist raufgegangen, um nach ihm zu sehen.«

Justus sah zur Decke hoch, dann zur Treppe hinüber. Schon wollte er los.

»Überleg dir das lieber«, meinte Bob. »Marilyn Pilcher will womöglich nicht haben, daß wir gerade dann hereinplatzen, wenn ihr Vater einen Schwächeanfall hat.«

»Wenn es Mr. Pilcher schlecht geht, braucht seine Tochter vielleicht Hilfe«, gab Justus belehrend zurück.

»Dann geh eben rauf, aber wundere dich nicht, wenn du mit dem Kopf unterm Arm wieder runterkommst«, warnte Peter. Doch gleich darauf ging er Justus nach. Er hatte ihn oft genug als selbstsicheren Anführer der drei ??? erlebt. Justus würde schon seinen Mann stehen, falls Marilyn Pilcher ihm den Kampf ansagen sollte. Bob zögerte noch, folgte dann aber Peter. Im Flur oben schien ein Schneesturm gewütet zu haben. Ein Kissen war aufgeplatzt. Der Bezug lag zerknüllt am Fußboden, und überall flogen Federn herum. Marilyn Pilcher wirbelte sie beim Laufen noch mehr auf, während sie Türen aufriß und in die Zimmer hineinrief. Sanchez schwieg, aber er half beim Suchen.

»Er muß doch hier irgendwo sein!« schrie Marilyn. »Wo

sollte er denn hin? Er kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben!«

Die Tür zu Pilchers Schlafzimmer stand offen. Justus schaute hinein und sah auf den zerknitterten Laken den Abdruck von Pilchers Körper. Im Kamin gegenüber dem Bett zuckten kleine Flammen, und daraus schwebten hauchdünne Fetzen verkohlten Papiers in den Schornstein hinauf. Verdutzt zog Justus die Brauen hoch. Es war ein heißer Tag. Da mußte man doch kein Feuer anzünden? Justus schnappte sich die lange Zange vom Ständer mit dem Kamingerät. Er versuchte die Glut auf die Bodenplatte vor dem Kamin herauszuscharren, aber die brüchigen Überreste des verbrannten Papiers zerfielen zu Flocken, sobald er sie mit der Zange berührte.

»Was machst denn du da?« Marilyn Pilcher riß Justus die Zange aus der Hand. Ihre Stimme war heiser vor Wut. »Warum bist du nicht unten und tust deine Arbeit? Raus hier!«

»Miss Pilcher, meine beiden Partner und ich können Ihnen möglicherweise eher behilflich sein, wenn wir hierbleiben«, erklärte Justus und wirkte dabei auf eindrucksvolle Art und Weise erwachsen. Gemächlich richtete er sich aus der Hocke auf. »Wir verfügen über reiche Erfahrung bei Ermittlungen an Schauplätzen ungewöhnlicher Ereignisse«, fuhr er fort. »Es ist uns schon häufig gelungen, Geschehnisse zu rekonstruieren und rätselhafte Vorgänge zu entschlüsseln, auch und gerade wenn die Nachforschungen anderer erfolglos blieben.«

Marilyn Pilcher öffnete den Mund, doch erst einmal versagte ihr die Stimme. Peter hätte am liebsten Beifall geklatscht. Justus war wieder mal ganz groß!

Gelassen blickte sich der Erste Detektiv um. Die Tür zum Badezimmer war nach wie vor geschlossen; in dem altmodischen Zylinderschloß steckte der Schlüssel. Justus ging hin und schloß auf. Im Raum war alles noch so, wie Peter es zurückgelassen hatte: der kleine Tisch unter dem Fenster und das hochgeschobene Fensterteil.

Justus zog den Schlüssel ab und probierte ihn in der Tür zwischen Schlafzimmer und Flur aus. Er paßte auch hier. »Vermutlich paßt dieser Schlüssel hier im Haus in jedes Türschloß«, meinte Justus. »Miss Pilcher, Ihr Vater hat vor seinem Verschwinden Peter im Bad eingeschlossen. Springt er öfter so mit seinen Gästen um?«

»Gast kann dein Freund sich ja wohl nicht nennen«, gab Marilyn Pilcher spitz zurück. »Er hat hier einen Job, klar?«

»Na schön«, lenkte Justus ein. »Also: Schließt Ihr Vater öfter seine dienstbaren Geister im Bad ein?«

Er wandte sich an Peter. »Nachdem man dich eingesperrt hatte, hörtest du einen dumpfen Schlag. Einen schweren Fall. Und du meinst, das war ein menschlicher Körper? Hätte es Mr. Pilcher sein können?«

»Es . . . Na ja, jemand anders kam wohl nicht in Betracht«, meinte Peter. »Es war ja sonst niemand hier.«

»Brannte das Feuer im Kamin schon, als du bei Mr. Pilcher im Zimmer warst?« erkundigte sich Justus.

»Nein.« Peter schüttelte den Kopf. »Das Feuer war nicht angezündet.«

»Es ist ja sehr warm heute«, sagte Justus. »Wozu hätte man da Feuer machen sollen?«

Er sah zum Bett hinüber. »Ein zerrissenes Kopfkissen draußen auf dem Flur«, stellte er fest. »Dafür liegt keines auf dem Bett. Wurde das aufgeplatzte Kissen gewaltsam beschädigt? Und hätte es auf dem Bett nicht ursprünglich zwei Kissen geben müssen? Bei einem Doppelbett hat man normalerweise zwei Kopfkissen.«

Peter runzelte die Stirn. »Ich glaube, es waren zwei da, aber so genau habe ich wohl nicht hingesehen.«

»Natürlich waren es zwei«, fuhr Marilyn auf. »Hört mal, mit diesen Sherlock-Holmes-Mätzchen könnt ihr bei mir keinen Eindruck schinden. Ihr Burschen geht jetzt wieder runter und bedient die Gäste, wie es von euch erwartet wird, und –«

Justus ließ sich nicht stören. »Bis zu einem bestimmten Punkt kann ich mir denken, was heute hier geschehen ist«, fuhr er ungerührt fort. »Es liegt klar zutage. Peter ging ins Badezimmer, und Ihr Vater stand leise auf, zog den Schlüssel an der Tür zum Flur ab und schloß Peter damit im Bad ein. Und dann verbrannte er etwas im Kamin.«

Ray Sanchez war ins Schlafzimmer getreten. »Da ging es wohl um irgend etwas, das niemand zu sehen bekommen sollte«, meinte er. »Manchmal neigt er schon zur Geheimniskrämerei.« »Ray, nun unterstützen Sie den Bengel nicht auch noch!« empörte sich Marilyn. Sie wandte sich an Justus. »Na ja, dann hat er eben was verbrannt«, sagte sie. »Und darauf eins von seinen Kissen zerrissen, das andere unter den Arm gepackt und sich irgendwo versteckt. Er ist ein richtiges Ekel. Es sieht ihm ähnlich, so was zu tun, bloß um mich in Schwierigkeiten zu bringen. Er hat schon ganz andere Sachen gemacht, wenn ihm was nicht paßte – und den ganzen Zauber da unten hat er von Anfang an abgelehnt.«

»Ihr Vater legt es also darauf an, Ihnen Angst zu machen?« half Justus nach. »Aber wenn es so ist, wo hält er sich versteckt?«

Marilyn stieß verärgert die Luft aus und ließ Justus stehen, um mit ihrer Suche fortzufahren. Ray Sanchez tat desgleichen. Die drei ??? sahen sich das eine Minute lang an und machten dann mit. Erst wollte Marilyn abwehren, dann murmelte sie: »Na schön – Hilfe kann ich ja wirklich gebrauchen.«

Die Jungen merkten bald, daß die großen Räume in dem alten Haus allesamt völlig eingestaubt waren. Die meisten wirkten unbenutzt. In einigen Zimmern standen Betten und Kommoden, andere waren leer bis auf deckenhohe, mit Büchern und Zeitschriften vollgepackte Regale.

»Da sieht man Bücher mit ganz anderen Augen an«, sagte Bob. »Hier ist aus dem Sammeln eine Sucht oder ein Zwang geworden, vergleichbar mit dem Glücksspiel oder dem Nägelkauen.«

»Die Sammelwut ist eine Krankheit«, bestätigte Marilyn Pilcher. »Glaubt mir, krankhaft ist das.«

Doch Jeremy Pilcher hatte nicht nur Bücher angehäuft. Da lagen auch Trophäen von Reisen in ferne Länder – ein türkischer Fez, eine Wasserpfeife, ein Paar Lederpantoffeln, die Marilyn zufolge aus einem ägyptischen Basar stammten. Außerdem gab es Elfenbeinschnitzereien aus Afrika und eine stumpf gewordene Messinglampe, die Pilcher in Marrakesch erworben hatte. Und neben Federschalen und alten Illustrierten waren Navigationsinstrumente in die Regale gepackt.

»Dad wirft niemals etwas weg«, gab Marilyn unwillig zu. »Und es darf hier auch niemand saubermachen. Er fürchtet, jemand könne ihm etwas von seinen kostbaren Schätzen klauen.«

Marilyn seufzte, und die Jungen konnten ihr das durchaus nachfühlen. Sie hatte wohl eine spitze Zunge, aber ein Vater wie Jeremy Pilcher entschuldigte vieles. Und Marilyn selbst hatte offenbar ein starkes Bedürfnis nach Ordnung und Behaglichkeit. Ihr eigenes Zimmer war hübsch eingerichtet und blitzblank. Aufgeräumt und sauber wirkte im Obergeschoß des alten Hauses sonst nur noch der Computerraum, gleich neben Jeremy Pilchers Zimmer. Hier gab es eine gut funktionierende Klimaanlage, und die weißen Wände, die leuchtend roten Metallstühle und die zwei Computer-Terminals verliehen dem Raum sachlichen Bürocharakter.

»Ein Gerät ist mit dem Zentralcomputer in der Firma verbunden«, erklärte Sanchez. »Mr. Pilcher geht nicht mehr so gern aus dem Haus. Dieser Computer liefert ihm alle notwendigen Informationen. Anweisungen für sein Personal gibt er hier in die Maschine ein, dann muß er mit den Leuten schon nicht reden. Außerdem wird das alles gespeichert, damit die Angestellten sich hinterher nicht herausreden können, wenn sie nicht Spuren und alle möglichen Fehler machen.«

»Mein Dad will eben immer ganz genau wissen, wo was verbockt wurde«, drückte es Marilyn ingrimmig auf ihre Art aus.

»Tja, hier ist er also auch nicht.«

»Gibt es noch einen Dachboden?« fragte Peter.

Ja, es gab einen. Dort stapelten sich noch mehr Bücher und Schachteln und Souvenirs aus längst vergangener Zeit – nur von Jeremy Pilcher fand sich keine Spur.

Als sie mit ihrer Suche fertig waren, wandte sich Marilyn an Justus. »So«, sagte sie, »und wo steckt er nun? Du bist doch ein so kluger Junge, also verrät mir das mal!«

»Wir konnten inzwischen sämtliche anderen Möglichkeiten ausschließen«, zog Justus Bilanz. »Somit läßt sich allenfalls folgern, daß er die Treppe hinunter und aus dem Haus ging, was keiner merkte, weil die Musik so laut war und die Gäste sich so angeregt unterhielten –«

»Ausgeschlossen«, unterbrach ihn Marilyn. »Ich hatte die Treppe die ganze Zeit im Blick. Wenn er da heruntergekommen wäre, hätte ich ihn bestimmt gesehen.«

»Und die Hintertreppe in der Küche?« brachte Ray Sanchez vor. »Wenn er die benutzte, hätte er in den Keller oder über den Hof hinterm Haus ins Freie gelangen können.«

»Mit seinem Kopfkissen unterm Arm?« hielt Justus dagegen.

»Was soll denn das ständige Gerede über dieses Kissen?« fragte Marilyn aufgebracht.

»Das kann immerhin wichtig sein«, antwortete Justus.

Sie gingen über die Hintertreppe hinunter. Der Aushilfs-Tellerwäscher war noch am Spülbecken beschäftigt.

»Haben Sie meinen Vater gesehen? Ist er über die Hintertreppe hier heruntergekommen?« erkundigte sich Marilyn bei ihm.

Der Mann drehte sich um. An seinem Gesicht konnte man erkennen, daß er mindestens fünfzig oder gar sechzig Jahre alt sein mußte. Sein Körper war jedoch kräftig und muskulös. Auf dem rechten Unterarm hatte er einen Drachen tätowiert. Justus fand seine Miene verdrossen und aufsässig. Marylins Frage beantwortete der Mann mit einem Kopfschütteln. Dann machte er sich wieder ans Geschirrwaschen.

Harry Burnside kam aus dem Speisezimmer herein. »Gibt's ein Problem?« fragte er.

»Mein Vater scheint abhandengekommen zu sein«, klärte ihn Marilyn auf.

Die drei ??? durchsuchten noch das Untergeschoß, wo sie lediglich Schimmel und alte Koffer und Spinnen entdeckten. Danach gingen sie ins Freie und umrundeten das Haus, fanden aber nur verwilderte Sträucher und von Unkraut durchsetzte, ungepflegte Rasenflächen vor. Die Partygäste saßen nun beim Essen an den Tischen, die man im Garten aufgestellt hatte. Jeremy Pilcher allerdings war nicht dabei.

Nun gab es wirklich keinen Ort mehr, wo sie den Vermißten suchen konnten.

»Dann hatte der Junge da tatsächlich recht«, entschied Marilyn mit einem Blick auf Justus. »Dad hat sich einfach abgesetzt. Er ist mit meiner Heirat nicht einverstanden, also läuft er weg. Er denkt wohl, ich rege mich darüber so auf, daß mir Jim und meine Verlobung nebensächlich werden und –«

Justus hatte allerdings noch Zweifel. »Und wenn es nun ganz anders war?« wandte er ein. »Sie dürfen das Kissen nicht vergessen. Würde ein erwachsener Mensch ein Kopfkissen mitnehmen, wenn er untertauchen wollte? Das sähe höchstens Linus von den Peanuts mit seiner Schmusedecke ähnlich. Und den dumpfen Fall, den Peter hörte, dürfen wir auch nicht außer acht lassen. Ein Laut wie von einem stürzenden Körper. Und was hat das Feuer im Kamin zu bedeuten?«

»Feuer – na wenn schon«, tat Marilyn dies ab. »Und das Plumpsen – das war womöglich nur . . . nur ein raffinierter Trick von ihm. Für solche Faxen ist er immer zu haben, der alte Schauspieler. Er hat sich Vorteile davon ausgerechnet, wenn ich die Beherrschung verliere.«

Justus schüttelte den Kopf. »Wäre es nicht eine ebenso logische Schlußfolgerung, daß Ihr Vater im Kamin etwas verbrannte, damit es einem anderen nicht in die Hände fällt? Und daß ihn

jemand mit Gewalt weggeschafft und seinen Protest mit dem Kissen erstickt hat?«

Marilyn Pilcher starrte den Ersten Detektiv mit kalkweißem Gesicht an. »Soll das etwa heißen, daß er vielleicht entführt wurde?«

Justus nickte.

Marilyn mußte lange überlegen, ehe sie wieder Worte fand. »Dann verständigen wir am besten die Polizei!«

Ende der Party

»Dein Dad ist verschwunden? Das ist doch wohl nicht dein Ernst?« Das rothaarige Mädchen riß ungläubig die Augen auf. Sie hatte eben erst beobachtet, wie Peter am Baum heruntergeklettert war, und sich darüber herrlich amüsiert. Deshalb hielt sie Marilyns Bedrängnis zuerst einmal für einen schlechten Witz.

Marilyn stand in der Eingangshalle, den Telefonhörer noch in der Hand. Sie hatte soeben das Polizeipräsidium von Rocky Beach angerufen. Der diensthabende Beamte hatte zugesagt, sofort einen Wagen loszuschicken.

»Das ist doch ein Spiel, oder nicht?« fragte die Rothaarige. »Wie das Mörderspiel auf Parties, wenn zum Schein jemand ermordet wird und die übrigen den Täter ermitteln müssen.«

»Laß das dumme Geschwätz, Betsy«, sagte Marilyn. »Es ist kein Spiel.«

Aber die andere war in voller Fahrt. »Und nun müssen wir alle herausfinden, wo dein Dad steckt, stimmt's? Oder wer ihn entführt hat. Ja, darauf kommt's an. Wer hatte ein Motiv?«

»Betsy, du bist ein Schaf«, knurrte Marilyn.

Der geschniegelte junge Mann, der sich zuvor mit Marilyn unterhalten hatte, kam aus dem Wohnzimmer. Er sah erregt und verärgert aus. Bei seiner Serviertätigkeit hatte Justus immer mal die Ohren gespitzt und auf diese Weise mitbekommen, daß es sich um Marylins Verlobten handelte. Er hieß Jim Westbrook und war einer von Marylins Studienkollegen. Die Frau im grauseidenen Kleid war seine Mutter. Beide waren von Boston mit dem Flugzeug angereist und gerade rechtzeitig zur Party eingetroffen.

Am Nachmittag hatte Justus die Dame zufällig dabei beobachtet, wie sie mit dem Zeigefinger prüfend über einen Fenstersims strich, um nach Staub zu fahnden. Er fragte sich, ob sie die Reise nach Kalifornien wohl gern angetreten hatte und ob es ihr behagte, daß ihr Sohn in die Familie Pilcher einheiraten wollte. »Wo warst du denn die ganze Zeit?« fragte Westbrook Marilyn. »Alle fragen nach dir.«

»Ich suchte meinen Vater«, antwortete sie.

»Ach? Wieso das? Ist sein Zorn noch nicht verrauchet? Laß doch den Alten einfach links liegen.«

Justus stand in Hörweite und zuckte bei Westbrooks Worten unwillkürlich zusammen.

Marilyn wich zurück und starrte den jungen Mann erbittert an. »Ob er dir gefällt oder nicht, er ist nun mal mein Vater, und einen anderen hab' ich nicht«, fuhr sie ihn an. Mit energischen Schritten lief sie ins Wohnzimmer und brüllte die Musiker an, sie sollten aufhören. Die Band spielte gerade so ohrenbetäubend laut, daß Marilyn sich erst nach dem dritten Anlauf verständlich machen konnte. Aber sie schaffte es, und die Musiker hörten auf zu spielen.

Marilyn wandte sich an ihre Gäste. »Mein Vater . . . meinem Vater wurde es am Nachmittag unwohl«, erklärte sie. »Jetzt ist er . . . jetzt weiß ich nicht, wo er ist. Wir können ihn nirgends finden. Hat ihn vielleicht jemand gesehen? Falls er die Treppe herunterkam, hätte das doch irgendeinem auffallen müssen.«

Die Leute gerieten in Bewegung, begannen zu murmeln und sahen einander an. Einige Männer hoben bedauernd die Schultern. Justus beobachtete bei so manchem ein Lächeln und einen wissenden Blick. Aber kein einziger meldete sich zu Wort. Niemand hatte Jeremy Pilcher gesehen.

Dann fuhr ein Streifenwagen der Polizei vor. Zwei Beamte stiegen aus und kamen an die Haustür, die Peter öffnete. Marilyn und Sanchez führten die Polizisten in Pilchers Arbeitszimmer am Ende der Halle.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihnen geschlossen, machte sich aufgeregtes Geraune unter den Gästen breit. Ein beleibter älterer Mann mit rotem Gesicht sagte laut und deutlich: »So!«

»Harold, sei so gut und behalte das Weitere für dich!« ermahnte ihn vorsorglich die Frau neben ihm.

»Was soll ich für mich behalten?« posaunte Harold. Er holte eine *Zigarre* aus seiner Brusttasche. »Soll ich für mich behalten, daß vielleicht einer den alten Piraten endlich erledigt hat?«

»Pssst!« zischte die Frau. »Und wenn du rauchen willst, dann tu das draußen. Igitt!« Sie wedelte heftig mit ihrer Handtasche in der Luft herum.

Ein Mann mit weißblondem Haar lächelte der Frau zu.

»Bezweifeln Sie etwa, daß Jeremy Pilcher ein Pirat ist?« fragte er spöttisch. »Oder wollen Sie es nur nicht zugeben, solange Sie es sich als sein Gast hier wohl sein lassen?«

»Nun mal langsam, Durham«, mischte sich ein Mann ein, dessen Augen hinter randlosen Brillengläsern kalt blitzten. »Sie sind immerhin sein Anwalt und Treuhänder, vergessen Sie das nicht.«

»Wie käme ich dazu, das zu vergessen?« gab der Anwalt zurück.

»Mein prominentester Mandant. Aber was sind das für Töne von Ihnen, Ariago? Ein plötzlicher Anfall von Loyalität? Oder nur ein Ablenkungsmanöver?«

Die Sprechweise des Anwalts war etwas verwaschen. Justus fragte sich, ob der Mann wohl zu viel getrunken hatte.

»Wollen Sie sich nicht etwas deutlicher ausdrücken?« forderte Ariago den anderen heraus.

»Na, Sie wären ja nicht gerade zu Tode betrübt, wenn es den alten Pilcher erwischt hätte, oder? Und sieht es jetzt nicht ganz danach aus? Wir wissen doch alle, wie der geholt hat.«

Einige Gäste reagierten sichtlich verstört. Andere versuchten das Gespräch in Gang zu halten, ohne sich allerdings etwas von dem Wortwechsel zwischen den beiden Männern entgehen zu lassen. Jim Westerbrosks Mutter betupfte sich die Schläfen mit einem Spitzentaschentuch und sagte: »Also nein, Jim, hier drinnen ist es drückend heiß. Vielleicht sollten wir auf ein paar Minuten in den Garten hinausgehen.«

Westerbrook schien die Aufforderung glatt zu überhören, und Harry Burnside grinste ziemlich boshaft dazu. Mittlerweile hatte Burnsides Büfett bei den Gästen äußerst regen Zuspruch gefunden, und der junge Gastronom konnte es sich erlauben, von der Küchentür aus die Szene zu beobachten.

»Als Sie noch Geschäftsführer bei South's Special Stores waren, da vergaben Sie den Bauauftrag für die neue Filiale in Pomona«, sagte Durham. »Dort läßt es sich bestimmt herrlich leben, wenn man noch was zugesteckt bekommt. Bauunternehmer zeigen sich ja recht gern erkenntlich, wenn ein Auftraggeber bei ihren Angebotspreisen beide Augen zudrückt.«

»Das ist übelste Verleumdung!« brüllte Ariago. »Wie kommen Sie überhaupt auf so etwas – oder drehen Sie etwa ab und zu selber so ein Ding? Na, wie ist das, Durham?«

Durham schwieg. Ariago grinste widerwärtig. »Pilcher hat Sie auf dem Kieker, Durham. Sie haben doch an der Börse eben mal ein paar kleine Geschäfte gemacht, stimmt's? Pilcher sagt, Sie spekulieren mit Geldern, die Sie für Ihre Mandanten als Treuhandvermögen verwalten.«

»Kein Wort mehr, oder –« fuhr Durham auf.

»Hat Pilcher Sie etwa schon überführt?« forschte Ariago boshaft. »Haben Sie da durchgedreht und ihn . . . ihn . . .«

Er brach jäh ab und blickte sich um. Plötzlich wurde ihm bewußt, daß er und Durham sich da einen höchst peinlichen Auftritt lieferten und daß alle Anwesenden die Grobheiten, die sie einander an den Kopf warfen, mithören konnten. Der Mann mit der Zigarre sah auf seine Uhr. »Ach nee, ist es schon so spät?« sagte er laut. Offensichtlich hatte auch er jetzt genug. »Bleiben die Polizisten wohl noch lange mit Marilyn da drin? Wir jedenfalls müssen jetzt gehen.«

Das wirkte wie ein Signal. Die älteren Gäste verabschiedeten sich mit Handschlag und höflichen Floskeln von ihren Bekannten. Justus hörte mit, wie zwei Geschäftsleute sich zu einem Mittagessen verabredeten. Bei Marylins jungen Freundinnen und Freunden ging es nicht so förmlich zu. Sie liefen einfach auseinander und verließen das Haus durch die Glastüren über den Garten.

Nun war die Party zu Ende. Als die meisten Gäste gegangen waren, machten sich Harry Burnside und seine Helfer daran, das Büfett abzuräumen. Der stämmige Tellerwäscher zog die rosafarbenen Leinentücher von den Tischen im Garten ab und trug sie zu einer großen Transportkarre im Flur hinter der Küche. Der Barkeeper packte seine Flaschen in Kartons.

Justus, Bob und Peter halfen beim Zusammenklappen der Stühle und Tische und schleppten sie zu Burnsides Transporter. Der Tellerwäscher verstaute die Möbel mitsamt dem anderen Zubehör im Laderaum.

Sie waren noch beim Einpacken, als Marilyn und die Polizisten aus dem Arbeitszimmer kamen. Marilyn wies auf die Treppe. Die beiden Beamten stiegen ins Obergeschoß hinauf, gefolgt von Sanchez. Dann ging Marilyn durch die Halle ins Wohnzimmer. Jim Westerbroke stand unschlüssig herum. Man sah ihm an, daß er sich wünschte, weit weg zu sein.

»Wie geht's – alles in Ordnung?« fragte er Marilyn lahm.

»Ich – ich denke schon«, sagte sie. »Ich weiß nur nicht, was ich von alledem halten soll. Soll ich nun Angst haben, oder was soll

ich sonst denken? Meinem Vater sähe es ähnlich, all das geschickt einzufädeln. Er ist ja so durchtrieben, und um diese Party hätte er sich am liebsten ganz gedrückt. Er war mit dem Fest nur einverstanden, damit ich endlich Ruhe gebe. Er könnte jeden Moment hier hereinspazieren und sich darüber schiefllachen, daß er mir Todesangst eingejagt hat. Aber wenn er das nun nicht tut? Wenn er tatsächlich irgendwo in eine Zwangslage geraten ist?»

»Was sagen denn die Polizisten?« fragte Westerbrook.

»Sie sagen, sie würden die Ermittlungen aufnehmen. Sie sagen, er sei ja noch nicht lange verschollen. Sie wollten wissen, ob er sich oft auffällig benimmt. Ha! Milde ausgedrückt, was? Sie fragten, ob er Feinde hat. Mein Vater? Klar doch – jede Menge Feinde! Sie erkundigten sich nach Namen. Da hätte ich ihnen gleich das Telefonbuch von Los Angeles in die Hand drücken können.«

»Ach was«, beschwichtigte Westerbrook. »So schlimm kann es doch nicht sein.«

Westerbrooks Mutter trat auf die beiden zu. Sie lächelte wie eine Frau, die überzeugt ist, genau das Richtige zu tun. »Liebes Kind!« wandte sie sich an Marilyn. »Wenn wir dir irgendwie helfen können, dann ruf uns bitte im Motel an.«

»Vielen Dank«, sagte Marilyn.

Mrs. Westerbrook zog ihre Handschuhe an. »Es war ein schönes Fest«, meinte sie. Dann kam ihr, daß das wohl nicht der richtige Ausdruck war, und sie setzte hinzu: »Sehr schön, bis dein . . . Also, Kleines, mach dir nicht zuviel Sorgen. Jim, gehen wir besser. Das Mädchen muß jetzt zur Ruhe kommen.«

»Ich werd' dich anrufen«, versprach Jim Westerbrook, und dann ging er mit seiner Mutter weg.

»Wer's glaubt, wird selig«, murmelte Marilyn. »Anrufen, von wegen . . .«

Sie drehte sich um und sah Justus. »Na?« fragte sie patzig. »Willst du noch was?«

»Ja . . . Miss Pilcher – Marilyn – es tut mir leid«, brachte Justus hervor.

»Na klar«, meinte sie. »Allen tut es leid. Aber was habe ich davon?«

Justus erkannte, daß nun seine Stunde gekommen war. Die Karte der drei ??? lag schon in seiner Tasche bereit. Er überreichte sie Marilyn und wies dann auf Bob und Peter, die abwartend unter der Tür standen.

»Wir konnten schon verschiedene schwierige Fälle lösen«, erklärte der Erste Detektiv. »Wir würden wirklich gern versuchen, Ihnen zu helfen.«

Marilyn sah sich die Karte an. Darauf stand:

Die drei Detektive
Wir übernehmen jeden Fall
???

Erster Detektiv	Justus Jonas
Zweiter Detektiv	Peter Shaw
Recherchen und Archiv	Bob Andrews

Sie lachte. »Die drei Detektive! Privatdetektive etwa? Sehr witzig!«

Sie sah Justus an, dann Peter und schließlich Bob. »Ja, also vielen Dank für das freundliche Angebot. Wenn ich allerdings einen Privatdetektiv brauche, besorge ich mir selber einen – und dann keinen Schuljungen, sondern einen Profi.«

Justus nickte, nicht übermäßig enttäuscht. Erwachsene nahmen die drei ??? oft nicht ernst – zumindest nicht auf Anhieb. Immerhin legte Marilyn die Karte in die Schublade eines Sofafisches, statt sie gleich in den Papierkorb zu werfen.



Mit ihren Beobachtungen während der Party wären die drei ??? einem professionellen Detektiv gegenüber zunächst einmal im Vorteil, nicht wahr? Der kauzige Millionär und seine Feinde – das scheint ein trübes Kapitel zu sein. Allerdings: Niemand von den Gästen machte sich als möglicher Entführer dadurch verdächtig, daß er etwa gleichzeitig mit Mr. Pilcher von der Bildfläche verschwand. Das wäre nun eine harte Nuß für den Profi. Ob Justus, Bob und Peter sie knacken können?

Die Jungen verließen das Haus. Sie fuhren mit Harry Burnside bis zu seinem Betrieb in Rocky Beach, wo sie ihm noch beim Einräumen seiner Gerätschaften halfen. Der Tellerwäscher startete dann gleich wieder mit dem Transporter, um Tische und Stühle zum Möbelverleih zurückzubringen und um den Transportwagen mit den Tischtüchern und Servietten bei der Wäscherei abzuliefern. Die Jungen bestiegen ihre Fahrräder und fuhren nach Hause.

Bei den Shaws wurde nach dem Abendessen eine Geburtstagsfeier zu Ehren von Peters Großvater abgehalten. Justus und Bob aber hatten Zeit, um sich auf dem Schrottplatz des »Gebrauchtwaren-Center T. Jonas« zu treffen.

Diesen Betrieb führten Justus' Onkel und Tante, Titus und Mathilda Jonas. In ganz Südkalifornien war die Firma wegen ihres riesigen, ausgefallenen Warenangebots bekannt. Dazu hatte einst auch ein alter Campinganhänger mit Unfallschaden gehört. Er gammelte in einer entfernten Ecke des Lagerplatzes so lange vor sich hin, bis sich herausstellte, daß er keinen Käufer finden würde. Da hatte Tante Mathilda den Wagen ihrem Neffen als Klubheim überlassen.

An einem Klubheim war Justus allerdings nicht interessiert.

Zusammen mit Bob und Peter hatte er die Detektei »Die drei ???« gegründet, und ihre zentrale Aktionsbasis, kurz »Zentrale« genannt, war nun dieser Campinganhänger. Wegen gewisser Bedenken, daß Tante Mathilda es sich anders überlegen und das Gefährt praktisch doch noch verkaufen könnte, hatten die Jungen Schrott und Trödel rings um den Wagen aufgestapelt, damit er ihr aus den Augen und aus dem Sinn war. Sie ließen sich Telefon legen und kamen selbst für die Gebühren auf, indem sie sich mit Hilfsarbeiten im Trödelager Geld verdienten. Und sie hatten sich ein kleines Kriminallabor und eine Dunkelkammer eingerichtet.

Als Bob an diesem Abend beim Schrottplatz ankam, stellte er sein Fahrrad in Justus' Freiluftwerkstatt ab und ging dann geradewegs zur Zentrale, um mit dem Ersten Detektiv die Ereignisse des Nachmittags zu besprechen.

»Also was ist deine Meinung?« wollte Bob wissen. »Ist Mr. Pilcher nun verrückt oder nicht?«

»Ein schrulliger Kauz ist er ganz bestimmt. Und vermutlich auch rücksichtslos bis hin zur Brutalität.« Justus sprach mit der Entschiedenheit, die er an den Tag legte, wenn er mit der Lösung eines Rätsels beschäftigt war. »Ist es nicht erschreckend herzlos, einfach zu verschwinden und die eigene Tochter so zu ängstigen?«

Justus kritzelte auf einem Notizblock herum. »Seine Gäste stellten ja eine recht gemischte Gesellschaft dar«, bemerkte er dann. »Und ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand von den reiferen Herrschaften Pilcher sympathisch findet. Mein Eindruck ist, daß sie alle zu seinen Angestellten oder Geschäftspartnern gehören und daß die Einladung eben Pflicht für sie war. Dieser unangenehme Wortwechsel zwischen Mr. Pilchers Anwalt und dem anderen Mann war . . . na, ja, das war schon –«

»Übel!« beendete Bob den Satz. »Marilyns Clique schien zu meiner Überraschung dagegen ziemlich normal. Wahrschein-

lich zeichnet sie sich selber durch das unverschämteste Mundwerk an der ganzen Uni aus.«

Das Telefon klingelte.

Justus nahm ab und meldete sich. »Ja?«

Bob hörte aufgeregte Laute aus dem Hörer dringen.

»Geht in Ordnung«, sagte Justus.

Er legte auf. »Es war Marilyn Pilcher. Sie hat einen Erpresserbrief erhalten. Sie möchte, daß wir sofort zu ihr kommen!«

Überfall!

Fünfzehn Minuten später klingelten Justus und Bob an Jeremy Pilchers Haus.

Marilyn Pilcher öffnete die Tür. Sie trug noch immer das blaue Kleid, wie auf der Party am Nachmittag, nur war es inzwischen zerknittert. Die hochhackigen Schuhe hatte sie ausgezogen.

»Sie haben einen Erpresserbrief bekommen?« fing der Erste Detektiv an.

Marilyn reichte ihm einen Bogen Papier. Justus las laut:

»Vater kommt nur frei im Austausch gegen Buch des Bischofs. Keine Polizei. Angelegenheit eilt. Aufschub gefährlich.«

Das Wort *Bischof* war in großen, krakeligen Buchstaben von Hand geschrieben. Die übrigen Wörter waren aus Überschriften in Zeitungen ausgeschnitten worden.

»Ein Bischof taucht wohl in den Schlagzeilen nicht so oft auf«, meinte Marilyn. »Dieses Wort konnte der Entführer nicht gedruckt auftreiben, also mußte er es selbst schreiben. Ich bekam nur diesen Bogen, ohne Umschlag. Jemand schob ihn unter der Hintertür durch, klingelte und lief weg.«

»Und nun sind Sie sicher, daß es sich um Entführung handelt?« fragte Justus. »Heute nachmittag waren Sie doch offenbar der Ansicht, Ihr Vater hätte sein Verschwinden als einen Trick selbst inszeniert.«

»Er ist nicht mehr sehr beweglich«, erklärte Marilyn. »Er hätte es nicht geschafft, nach dem Klingeln so schnell wegzusprinten. Zur Zeit gelingt ihm höchstens noch ein flotter Seniorentwab. Daher vermute ich, daß es tatsächlich eine Entführung ist, und nun muß ich das Buch eines Bischofs finden. Ich habe null Ahnung, was das für ein Buch sein könnte. Hier im Haus gibt es ungefähr acht Millionen Bücher. Das wäre dann also der Job für euch Jungs. Ihr müßt mir helfen, sie alle durchzusehen und die Bände, die vielleicht in Frage kämen, auszusortieren.«

Justus hielt den Bogen mit der Mitteilung des Erpressers hoch. »Die Polizei müßte aber verständigt werden«, sagte er. »Haben Sie schon angerufen?«

»Nein, hab' ich nicht, und ihr laßt das besser auch bleiben. Der Bursche schreibt ja *keine Polizei*, und das Risiko wäre mir zu groß. Auch wenn Dad nicht gerade ein musterhafter Vater ist, will ich nicht, daß ihm was zustößt. Außerdem liege ich ohne Knete auf der Straße, falls ihm etwas passieren sollte. In seinem Testament gibt es eine Klausel, die besagt, daß ich keinen Cent erbe, wenn er unter irgendwelchen verdächtigen Umständen stirbt oder verschwindet. Selbst wenn man überhaupt keine Anklage gegen mich erheben könnte, wäre ich weg vom Fenster!«

»Oh«, sagte Justus.

»Dein Mitgefühl kannst du dir schenken. Dad sorgt eben dafür, daß er nicht den kürzeren zieht. Macht das etwa nicht jeder so? Und nun kommt mit. Es gibt genügend zu tun.«

Sie drehte sich um und ging die Treppe hinauf. Die Jungen folgten, noch ganz verdutzt von dem soeben Gehörten.

Oben stand ein Staubsauger auf dem Flur. Marilyn hatte versucht, die Federn aus dem aufgeplatzten Kissen zu beseitigen,

aber überall haftete noch weißer Flaum. Die Jungen kümmerte das nicht weiter. Bald waren sie dabei, sich planvoll durch den Inhalt der Bücherregale in Jeremy Pilchers Arbeitszimmer zu schuften. Sie fanden Bände über Vögel und über Philosophie, chemische Fachbücher und Science-fiction-Romane. Es gab Lexika und Bücher über Edelsteine und eine Ausgabe der Werke von Charles Dickens in brüchigem Ledereinband.

»Hier ist etwas«, meldete Justus. Er hielt eine verstaubte Taschenbuchausgabe eines Kriminalromans mit dem Titel *Der Mordfall Bischof* in die Höhe.

Marilyn nahm den schmalen Band zur Hand und blätterte die vergilbten Seiten durch. »Ich kann mir nicht gut vorstellen, daß jemand ein Verbrechen begehen sollte, um an diesen billigen Schmöcker zu kommen«, meinte sie. »Wir können ihn dem Entführer ja mal anbieten, aber suchen wir besser noch weiter.«

Bob mußte niesen. Dann machte er sich wieder daran, ein Buch nach dem anderen aus staubigen Regalen zu nehmen, einen Blick darauf zu werfen und es wieder einzustellen. »Ihr Vater ist wohl ein richtiger Bücherwurm, wie?« fragte er.

»Eigentlich nicht«, bekannte Marilyn. »Er kauft nur immerzu Bücher. Irgendwann, wenn er mehr Zeit hat, will er sie auch lesen. Sagt er jedenfalls. Vorerst kauft er sie am laufenden Band und stellt sie ins Regal, und damit hat es sich. Das Hamstern macht ihm Spaß. Es verleiht ihm das Gefühl, als wüßte er, was drinsteht. Und niemals gibt er ein gekauftes Buch wieder her. Er kann sich überhaupt von nichts trennen.«

Sie ging auf eine große Kommode zu. »So, nun wollen wir hier weiterfahnden«, murmelte sie und zog eine Schublade auf. Darin lagen Socken und ein Schal und ein unordentlicher Stapel Papier. Marilyn nahm die Blätter heraus und sah sie hastig durch.

»Zeitungsausschnitte«, sagte sie. »Ein Arztrezept, das nicht eingelöst wurde. Und ein paar Reiseprospekte.«

Sie warf das Papier auf die Kommode. »Wenn wir wenigstens

wüßten, wonach wir suchen sollen«, sagte sie. »Ich kann nicht glauben, daß es dieser angestaubte Krimi sein soll.«

»Und wie wäre es damit?« Bob hielt ein Buch in die Höhe. Es hieß *Der Tag, an dem Lincoln erschossen wurde*, und der Verfasser war Jim Bischof.

»Unwahrscheinlich, aber laß es mal draußen«, war Justus' Empfehlung.

»Vielleicht geht es um eine kostbare, seltene Erstausgabe«, sagte Marilyn. »Oder um ein noch gar nicht veröffentlichtes Buch – ein Manuskript. Etwa Aufzeichnungen über wissenschaftliche Versuche? Oder ein Logbuch oder Tagebuch von einem, der darin irgendwelche schrecklichen Geheimnisse und Untaten aus seiner Vergangenheit festgehalten hat. So was könnte ich mir vorstellen.«



Ganz interessant, diese Vermutung der jungen Dame. Ein Manuskript, das geheimnisvolle, aufschlußreiche Fakten enthält, könnte für einen Entführer mindestens ebenso wertvoll sein wie ein kostbarer Prachtband.

»Wir müssen uns eben alles genau ansehen«, beschloß Justus. Nachdem die Jungen alle Regale im Zimmer durchgeforstet hatten, nahmen sie sich die Pappkartons und Aktenhüllen aus den Ablagefächern der Einbauschränke vor. Sie fanden gebündelte Bankauszüge, alte Telefonrechnungen und Ansichtskarten aus entlegenen Teilen der Welt wie Gibraltar und Kairo. Die Postkarten waren nicht beschrieben und versandt worden; offenbar stellten sie nur Souvenirs dar.

»Dad ist in seiner Jugend zur See gefahren«, erklärte Marilyn. »Ehe er ein . . . na ja, man sagt wohl, Industriekapitän wurde. An der Börse in der Wall Street ist er als Pirat bekannt. Vielleicht

ist er das auch. Man fängt ja nicht ohne weiteres von Null an und besitzt dann eines schönen Tages eine Schifffahrtslinie und etliche Warenhäuser und eine Papierfabrik und zwei oder drei Banken. Da muß man schon fixer sein als die Konkurrenz.«

Oder vielleicht rücksichtsloser, dachte Justus.

Plötzlich klingelte das Telefon. Marilyn erschrak. Als sie abnahm, blieb sie erst einmal stumm, dann rief sie: »Ich versuch's ja! Hören Sie, ich habe hier einen Titel *Der Mordfall Bischof* und ein Buch von einem Autor namens Jim Bischof und –«

Sie brach ab und verzog unwillig das Gesicht, dann sagte sie: »Aber ich will Sie überhaupt nicht hinhalten! Ich weiß nur nicht, wonach ich überhaupt suchen soll und . . . und . . . warten Sie doch! Hören Sie mir doch zu!«

Sie schwieg, hielt den Telefonhörer von sich weg und starrte ihn an.

»Der Entführer?« fragte Justus.

»Ja. Er glaubt, ich nehme ihn nicht ernst. Es geht ihm nicht um irgendeinen alten Kriminalroman. Er will das Buch des Bischofs, aber mehr sagte er nicht darüber, und dann legte er einfach wieder auf.«

»Ist Ihnen an der Stimme etwas aufgefallen?« fragte Bob.

Sie schüttelte den Kopf. »Heiser«, sagte sie. »Entweder ist der Bursche erkältet oder er hatte ein Taschentuch über die Sprechmuschel gelegt, um seine Stimme unkenntlich zu machen. Ich glaubte irgendeinen Akzent zu hören, aber das kann auch ein Täuschungsmanöver sein.«

Sie wandte sich ab und stöberte weiter in der Kommode. Endlich hatte sie die letzte Schublade ausgezogen und durchsucht, und die Jungen hatten sich die letzte Schachtel aus den Schrankfächern vorgenommen. Nun waren sie alle erschöpft. Und Marilyn hatte Hunger.

»Zum Abendessen bin ich nicht gekommen, und im Kühlschrank gibt es kaum Reste«, meinte sie. »Dad hat bei der Bestellung des Essens für die Party wie üblich geknausert, und

Burnside durfte nur das Notwendigste liefern. Wollen wir uns eine Pizza holen?«

»Spitze«, sagte Bob. »Aber bloß nicht mit Sardellen, ja?«

»Dafür mit extra viel Käse«, war Justus' Wunsch. »Und dazu ein Coke light, ohne Kalorien.«

»Alles klar. Kommt einer von euch mit und hilft mir tragen?«

Bob begleitete Marilyn, und Justus blieb im Haus und suchte weiter. Er war gerade zum nächsten Zimmer unterwegs, als er die Tür zum Dachboden entdeckte. Am Nachmittag war er schon einmal oben gewesen, als er mit seinen Freunden auf der Suche nach Pilcher war. Der Raum unterm Dach war nicht so vollgepfropft wie die zur Zeit unbenutzten Gästezimmer im Obergeschoß. Und im Gegensatz zu diesen hielt sich dort oben überhaupt nie jemand auf. Der Dachboden würde ein ideales Versteck für einen Schatz darstellen.

Justus öffnete die Tür, knipste das Licht am Fuß der Treppe an und stieg die Stufen hinauf.

Oben waren zahlreiche Koffer und Truhen in Ecken geschoben. Es gab auch Kisten und Bücherregale, jedoch nicht allzu viele. Justus trat an das nächste Regal und zog einen schmalen Band heraus. Er trug den Titel *Maschineschreiben im Schnelltempo* und war 1917 erschienen. Gerade als er das Buch ins Regal zurückstellte, hörte er unten die Haustür zufallen. »Bob?« rief er. »Seid ihr's?«

Es kam keine Antwort. Justus drehte sich um und horchte. Nein, das konnten nicht Bob und Marilyn sein. So schnell war der Pizzaeinkauf noch nicht erledigt.

Aber irgend jemand hatte das Haus des schrulligen Sammlers betreten.

Justus hütete sich, nochmals zu rufen. Regungslos blieb er stehen. Die Tür zum Dachboden stand offen, und nun konnte er Schritte in der Eingangshalle hören. Jemand stieg ins Obergeschoß hinauf.

Stoff raschelte. Nun war der Eindringling am Fuß der Bodentreppe angelangt. Justus hörte rauhe Atemgeräusche.

Wer war das? Und wußte er, daß Justus hier oben war? Hatte er Justus rufen gehört, nachdem er die Haustür geöffnet hatte? Ein Schalter klickte. Auf dem Dachboden ging das Licht aus. Die jähe Finsternis wirkte auf Justus regelrecht bedrückend und schnürte ihm die Kehle zu.

Und nun kam der Kerl die Bodentreppe herauf! Justus trat vom Bücherregal weg. Wohin? Er mußte sich verstecken – am besten in einer abgelegenen Ecke!

Nun waren die Schritte auf den obersten Stufen angelangt. Justus wollte sich hinter ein Regal kauern, doch plötzlich fand er sich in gleißendes Licht getaucht. Der Eindringling hatte eine Stablampe bei sich!

Justus versuchte noch wegzutauchen, aber der Lichtstrahl verfolgte ihn unerbittlich. Der Eindringling kam über den Dachboden.

Justus war von dem hellen Licht völlig geblendet. Er konnte nicht entweichen! Es gab kein Versteck mehr!

Er stürzte vor, geradewegs auf das Licht los, und schlug zu. Ein verblüffter Laut und ein schmerzerfülltes Stöhnen waren zu hören, als Justus' Ellbogen sich in den Arm des Unbekannten bohrte. Die Lampe fiel zu Boden und rollte scheppernd davon. Glas splitterte, und der Dachboden lag wieder im Dunkeln.

Damit stand es eins zu eins. Und nun ging es erst richtig los – der Eindringling setzte alles auf eine Karte, um Justus zu erwischen. Stolpernd wich Justus rückwärts aus und tastete sich mühsam durch die Finsternis.

Er spürte an der Schulter eine Berührung und duckte sich zur Seite. Aber der Angreifer verfolgte Justus mit ausgestreckten Händen und versuchte ihn am Arm zu packen.

Justus ballte die Fäuste und schlug wild zu, allerdings ins Leere.

Und dann wurde er heftig angerempelt. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte zu Boden.

In diesem Moment riß unten jemand die Haustür auf.

»Justus?« rief Bob herauf. »Komm und laß dir's schmecken!« Neben sich hörte Justus unverständliches Gemurmel. Der Angreifer lief im Dunkeln zur Bodentreppe hin und trampelte hastig die Stufen hinunter.

Justus rappelte sich auf und lief zur Treppe vor. Fast wäre er beim Hinunterrennen nochmals gestürzt. Im Obergeschoß angelangt, hörte er noch, wie der Eindringling über die Hintertreppe entwichte, die in der Küche endete.

Wieder rief Bob: »Hey, was ist denn los? Justus?«

Justus kam gerade in der Küche an – da wurde die Hintertür zugeschlagen. Als er sie aufriß, hatte der Unbekannte schon den Platz hinterm Haus überquert und war auf dem schmalen Fußweg hinter den Gärten verschwunden.

Schritte im Dunkeln

Marilyn rief die Polizei an. Zwei Beamte tauchten auf und erstellten ein Protokoll über den Eindringling. Sie durchsuchten das Gebüsch hinter dem Haus. Sie schauten in die Garage hinten im Hof. Schließlich empfahlen sie Marilyn, die Nummer 911 anzurufen, falls der Unbekannte zurückkehren sollte.

Die Polizisten fragten Marilyn auch, ob sie etwas von ihrem Vater gehört hatte, und versicherten ihr, daß vermißte Angehörige sich erfahrungsgemäß in den meisten Fällen bald wieder einfanden. Von dem Erpresserbrief erwähnte Marilyn nichts. Von der Haustür aus sah sie dem davonfahrenden Streifenwagen nach, und dann meinte sie bedrückt: »Aber wer war nun dieser Unbe-

kannte? Ein Einbrecher? Oder der Entführer? Das wird ja immer verwirrender.«

»Ich tippe auf den Entführer«, sagte Bob. »Vielleicht dauerte ihm das Warten auf das Buch des Bischofs zu lange.«

»Mag sein«, meinte Justus. »Andererseits dürfte es uns leichter fallen als einem Fremden, hier im Haus das Buch zu finden. Aber vermutlich hat jemand das Haus beobachtet.«

Marilyn blickte sich voll Unbehagen um. »Ich denke, ich werde bei meiner Mutter übernachten«, kündigte sie an. »Hier wird es mir langsam zu unheimlich.«

»Wohnt Ihre Mutter hier in der Nähe?« erkundigte sich Justus.

»In Santa Monica«, antwortete Marilyn. »Meine Eltern sind geschieden. Ja, das mach' ich. Ich geh' zu ihr. Und doch . . . vielleicht ist es auch nicht richtig. Falls der Entführer wieder anruft, müßte ich doch hier erreichbar sein. Ich könnte auch Ray Sanchez anrufen und ihn bitten, daß er herkommt. Er ist Dads Sekretär, und da kann er eigentlich nicht nein sagen. Ich könnte ihm ja Überstunden dafür bezahlen.«

»Könnten nicht auch Ihr Verlobter und seine Mutter herkommen?« fragte Justus.

»An sich schon – aber ich bekam einen Anruf. Sie müssen wegen einer ganz dringenden Familienangelegenheit noch heute abend nach Boston zurückfliegen.« Marilyn winkte verächtlich ab. »Wetten, daß die nur ganz dringend von den Pilchers weg wollten?«

»Bob und ich könnten über Nacht hierbleiben«, schlug Justus vor. Die junge Frau blinzelte überrascht, und kurz wirkte sie unschlüssig, als wollte sie nicht zeigen, daß ihr der Vorschlag sehr gelegen kam. Doch schließlich sagte sie: »Ja, prima Idee! Ich bin eure Auftraggeberin, und nun seid ihr eben auch noch meine Leibwächter. Aber erlauben eure Eltern euch das auch?«

»Bestimmt«, sagte Justus. »Die ziehen da schon mit.« Justus behielt recht. Er und Bob riefen zu Hause an und bekamen großzügig die Erlaubnis, im Hause Pilcher zu übernachten,

damit Marilyn nicht allein bleiben mußte. Bob wärmte die Pizza auf, die er mit Marilyn besorgt hatte, und sie aßen. Und dann ging es weiter mit der Suche nach dem Buch des Bischofs. Sie räumten die Regale in den vollgestopften Zimmern im Obergeschoß aus und wieder ein – immer noch mehr Bücher und Akten und Erinnerungsstücke aus der Zeit, als Pilcher zu Schiff um die Welt gereist war.

»Ihr Vater war in seiner Jugend anscheinend ein richtiger Abenteurer«, fand Bob, als er einen Elefanten aus Elfenbein in die Finger bekam, der laut Marilyn aus Indien stammte. »Muß für ihn eine tolle Zeit gewesen sein, die Seefahrt und all das.«

»Damals konnte er sich das abenteuerliche Leben noch leisten«, erklärte Marilyn nachdenklich. »Als er jung war, hatte er nichts zu verlieren und konnte überallhin reisen. Aber eines Tages hatte er genug Geld beisammen, um die Comet-Dampfschiffahrtslinie zu kaufen. Es war nicht weit her damit – nur zwei verrostete Frachtkähne, die von Houston aus Häfen in der Karibik anfuhrten. Es waren Trampschiffe, die je nach Auftrag überallhin dampften. Dad stellte es geschickt an und verdiente mit den beiden altersschwachen Leichtern so viel, daß er ein drittes Schiff bauen lassen konnte. Damit ließ sich nun noch mehr verdienen. Als nächstes kaufte Dad eine kleine Bank in Visalia und ging an die Börse.

Mom sagt, nach seinem Einstieg in den Aktienmarkt hätte er erst richtig Geschmack am Geldverdienen gefunden. Sie behauptet, er wäre ihr vorgekommen wie einer, der sich allmählich zum süchtigen Glücksspieler entwickelt. Na ja. Ich glaube, Mom versteht ihn nicht.«

»Und Sie?« fragte Bob.

Marilyn hob die Schultern. »Ich denke schon, daß ich ihn richtig sehe, so wie die anderen auch. Ich mag es nur nicht, daß er in seinem Haus all das Zeug anhäuft und hortet. Als Unternehmer ist er nämlich gar nicht so. Im Geschäftsleben muß man spüren, wann man loslassen muß. Das hat mir Dad unter anderem bei-

gebracht. Man muß auf Zack sein, sonst ist man abgemeldet. Ich war vielleicht fünf, als sich meine Eltern scheiden ließen. Wenn ich nicht an der Uni bin, wohne ich meistens bei meiner Mutter. In letzter Zeit war ich aber auch öfter bei Dad. Er soll schließlich nicht vergessen, daß er eine Tochter hat.«

Es war spät geworden, als sie mit ihrer Suche in den oberen Räumen fertig waren. Marilyn wünschte gute Nacht und zog sich in ihr Zimmer zurück. Bob und Justus beschlossen, auf dem oberen Flur umschichtig Wache zu halten. So würden sie für Marilyn sofort erreichbar sein, falls sich in der Nacht etwas Beängstigendes ereignen sollte. Außerdem konnten sie von hier aus sowohl die Haupttreppe als auch die Hintertreppe überblicken. Es konnte sich also niemand zu einem Überraschungsangriff anschleichen.

Bob übernahm die erste Schicht. Aus einem der Zimmer rückte er einen Sessel auf den Flur und machte es sich mit einer Dose Cola bequem.

Justus holte sich aus dem Wäscheschrank eine Wolldecke und legte sich auf eines der Gästebetten. Nach all der Aufregung hielt er es für ausgeschlossen, daß er ein Auge zutun würde.

Und mit einem Mal spürte er, wie Bob ihn rüttelte. »Es ist drei Uhr früh«, sagte Bob. »Ich bin erledigt. Jetzt bist du an der Reihe.«

Justus kroch unter der Decke hervor, und Bob nahm seinen Platz ein. »Mmm! Besten Dank fürs Anwärmen.«

»Ungern geschehen«, knurrte Justus. Fröstelnd und übellaunig bezog er seinen Wachposten auf dem Flur und ließ sich im Sessel nieder. Drei Uhr früh – das war ja wohl die hundsgemeinste Uhrzeit, die es gab. Im Vergleich dazu war Mitternacht geradezu liebenswert.

Wie lange mochte es nun noch dauern bis zum Morgengrauen? fragte sich Justus.

Und gerade als er das dachte, rührte sich etwas über seinem Kopf. Mit angehaltenem Atem blickte er auf und horchte.

Nichts! Totenstille. Das düstere alte Haus verursachte ihm zunehmend Unbehagen. Nun spielte ihm seine Phantasie schon Streiche.

Aber dann hörte er es wieder. Eine kaum wahrnehmbare Bewegung, als schliche jemand barfuß über den Dachboden – ein kleines, leichtes Wesen.

Da oben konnte doch unmöglich jemand sein!

Justus stand auf und ging langsam und lautlos auf die Tür zum Dachboden zu. Langsam und lautlos drehte er den Knauf und öffnete behutsam die Tür.

Er schaute in die tiefe Dunkelheit hinauf und roch den klammen Modergeruch des unbenutzten Speichers.

Es mußte jemand auf dem Dachboden sein. Oben an der Treppe. Justus konnte nichts sehen, aber er hörte ein ganz schwaches Rascheln von Stoff und das leise Geräusch, das beim Ausatmen entsteht. Und er war sich darüber klar, daß der für ihn Unsichtbare über das Treppengeländer herunterblicken und ihn beobachten konnte.

Justus bereute bitter, daß er vor dem Öffnen der Tür nicht das Licht im Flur ausgeschaltet hatte. Falls der Bursche, der da oben im Finstern herumschlich, bewaffnet war, gäbe der Erste Detektiv jetzt eine erstklassige Zielscheibe ab.

War es der Eindringling, der ihn schon zuvor überfallen hatte? Wenn ja, weshalb war er zurückgekehrt? Wie war er überhaupt ins Haus gekommen? Und was trieb er da oben unterm Dach? Justus trat zurück und schloß ganz vorsichtig die Tür zum Dachboden.

»Was ist denn?« flüsterte jemand dicht neben ihm.

Justus schrak zusammen, als hätte er einen Schlag bekommen.

»Mann, ich bin's doch bloß.«

Da stand Bob, ohne Schuhe und mit zerwühltem Haar. Er deutete zur Decke hinauf. »Da oben schleicht die ganze Zeit einer herum«, sagte er, noch immer im Flüsterton.

»Du hast das auch gehört?«

Über ihren Köpfen knarrte ein Dielenbrett. Der Eindringling war wieder vom Treppenhaus weggegangen. Nun tappte er zur Vorderseite des Hauses hin.

»Dann mußt du ja während deiner Wache eingeschlafen sein«, warf Justus seinem Freund vor. »Der Kerl konnte ins Haus rein und kam glatt an dir vorbei, und du hast gepennt und ihn nicht gesehen!«

»Ausgeschlossen!« verwahrte sich Bob dagegen. »Keine Sekunde hab' ich geschlafen. Ich mußte ein paarmal aufstehen und mir die Beine vertreten, um munter zu bleiben, aber ich war die ganze Zeit hellwach!«

Justus richtete einen düsteren Blick zur Decke. »Na, egal wie er reinkam, inzwischen weiß er genau, daß er hier nicht allein ist. Er weiß, daß wir hier sind, und er weiß, daß wir wissen, daß er hier ist . . . also —«

Justus riß die Tür auf und rief zum Dachboden hinauf: »Hallo! Wer ist denn da?«

Es kam keine Antwort. Die Schritte des Unsichtbaren verstummten allerdings.

Justus rief noch einmal.

Wieder rührte sich nichts.

Justus knipste das Licht auf dem Dachboden an.

»Du willst doch nicht etwa da rauf!« schrie Bob entsetzt. »Wenn der Bursche nun einen Revolver hat!«

»Wenn er mich erschießen wollte, hätte er das längst getan«, sagte Justus nur. Es hörte sich selbstsicher an, aber innerlich war er das keineswegs.

Er hastete die Stufen hinauf. Er wollte oben sein, ehe derjenige, der im Dunkeln lauerte, wieder bei der Treppe war.

Unbeschadet kam er oben an – doch auf dem Dachboden war niemand zu finden! Justus sah nur die Bücherregale und die Truhen und Kisten, sonst nichts.

Er stand still und horchte.

Kein Laut.

Er ging zur Treppe zurück und sah hinunter. Bob schaute zu ihm herauf.

»Nichts«, meldete Justus. »Wir beide sind anscheinend irgendeiner . . . Sinnestäuschung aufgefressen.«

»Ich kann das nicht glauben!« zweifelte Bob.

»Es ist aber niemand da«, behauptete Justus nachdrücklich. »Es sei denn, daß es . . . daß es irgendwie möglich ist, das Haus zu betreten und zu verlassen, ohne die Treppen zu benutzen! Ja, das ist es! Es ist ein altes Haus. Irgendwo muß es einen geheimen Zugang geben, den niemand kennt!«

Da tauchte Marilyn hinter Bob in der Diele auf, im gesteppten Morgenrock und mit verdrossener Miene. »Was ist denn in euch zwei gefahren?« fragte sie. »Justus, was machst du da oben?«

»Marilyn, gibt es in diesem Haus vielleicht einen Geheimgang? Ist Ihnen je so was zu Ohren gekommen? Gerüchteweise vielleicht?«

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf.

Justus machte sich auf die Suche. Er schaute hinter Kisten und Koffer. Er rückte das Gerümpel zur Seite, das neben dem Schornstein stand, falls sich im Mauerwerk eine verborgene Tür befinden sollte. Er holte sich aus der Küche eine Taschenlampe und kroch dann oben auf allen vieren herum, um den Bereich zu untersuchen, wo das Dachgebälk auf den Fußboden des Speichers auftraf. Dort lagen in einem offenen Spalt von etwa einem halben Meter Breite die Deckenbalken der Zimmer im Obergeschoß frei. Justus leuchtete in den Raum unter den Dielenbrettern, aber er sah nur Schmutz und Unrat, der sich in all den Jahren angesammelt hatte. Für alle Fälle stellte er einen alten Golfball, eine leere Colaflasche und etliche zerknüllte Papierfetzen sicher.

Als Justus den Dachboden gewissenhaft Zoll für Zoll abgesucht hatte, stieg er wieder zum Flur hinunter, wo Marilyn und Bob schon auf ihn warteten.

»Unheimlich!« stellte Bob fest.

»Ihr habt einfach zuviel Phantasie!« beschied Marilyn die beiden. Sie ging wieder in ihr Zimmer und schloß die Tür.

Bob holte sich die Wolldecke, wickelte sich darin ein und legte sich neben dem Sessel auf den Fußboden.

»Willst du dich nicht wieder ins Bett legen?« fragte Justus. »Es ist doch noch meine Schicht.«

»Ich möchte lieber nicht allein sein«, bekannte Bob. »Ich bleibe hier und leiste dir Gesellschaft.«

Also verbrachten die beiden Jungdetektive die letzten Stunden vor Tagesanbruch gemeinsam. Sie behielten die Treppen und die Decke über sich im Auge – und sie horchten gespannt und unablässig. Einmal glaubte Bob, er hätte wieder die verstohlenen Schritte gehört, aber das Geräusch war so leise gewesen, daß er es nicht beschwören konnte.

Endlich zeigte sich vor den Fenstern ein schwaches graues Licht. Nun würde bald die Sonne aufgehen. Das trostlose lange Warten hatte ein Ende.

Doch da wurde Justus jäh aufmerksam. Ein Schlüssel klickte in einem Schloß! Das war unten! Der Hinterausgang in der Küche! Da machte sich jemand an dieser Tür hinter dem Haus zu schaffen. Und er hatte einen Schlüssel!

Justus sprang aus dem Sessel hoch. Wo gab es eine Waffe? Unbewaffnet durfte er nicht hinuntergehen!

Bob schlug seine Decke zurück.

Justus legte beschwörend den Finger an die Lippen. Er nahm einen angelaufenen Messingteller von der Wand neben der Treppe zum Dachboden. Sonst war nichts in Reichweite. Es war nicht die geeignetste Waffe, aber immerhin besser als gar nichts.

Der Erste Detektiv ging zur Hintertreppe und stieg hinunter. Bob folgte ihm.

Unten angekommen, sahen sich die beiden in der Küche um. Die obere Hälfte der Hintertür hatte einen Glaseinsatz, aber

dieser war durch eine heruntergelassene Jalousie verdeckt. So ließ sich nicht ausmachen, wer dahinter stehen mochte.

Mit gezücktem Messingteller trat Justus vor.

Das Schlüsselgeräusch war verstummt. Langsam öffnete sich die Tür.

Justus erhob den Teller, bereit zum Zuschlagen!

Gespeicherte Geheimdaten

»Um Himmels willen!«

Eine grauhaarige Frau wich entsetzt vor Justus zurück. Schützend hob sie die Arme vors Gesicht.

Justus war sprachlos vor Überraschung. Er stand einen Augenblick wie erstarrt, den Messingteller noch erhoben. Dann wurde ihm klar, daß die kleine alte Frau mit dem Einkaufsnetz wohl kaum eine Gefahr darstellte. »Oh, das tut mir aber leid«, entschuldigte er sich. Er ließ den Teller sinken.

»Polizei!« schrie die Frau. »Zu Hilfe!« Sie machte kehrt und flüchtete auf den Weg hinter den Häusern. Ohne sich noch einmal umzusehen, hastete sie davon.

»Halt, warten Sie!« rief Justus beschwörend. »Bitte! Nur einen Augenblick!«

Marilyn Pilcher kam barfuß und im Morgenmantel die Treppe heruntergelaufen. »Mrs. McCarthy, warten Sie doch!« schrie sie der Frau nach.

Sie rannte an Justus vorbei und holte die Frau ein, die schon ein gutes Stück davongelaufen war. »Warten Sie! Das sind nur Justus und Bob. Es ist alles in Ordnung, bestimmt!«

Die Frau ließ sich zur Rückkehr in die Küche überreden. »Bob, Justus, das ist Mrs. McCarthy, die meinem Vater den Haushalt

führt«, erklärte Marilyn. »Mrs. McCarthy, Justus und Bob sind meine Leibwächter.«

Mrs. McCarthy musterte die Jungen höchst mißtrauisch. Sie war noch ganz außer Atem. Justus hatte den Verdacht, daß der Kurzstreckenlauf im Gelände seit etlichen Jahren ihre anstrengendste sportliche Leistung gewesen war.

»Leibwächter? Ich hör' wohl nicht recht«, brachte sie schließlich heraus. »Seit wann bist du ein solcher Star, daß du Leibwächter brauchst? Und wo ist dein Vater? Dem ist doch als Leibwächter nicht beizukommen, meine ich. Der gottlose Alte würde sogar den Leibhaftigen in die Flucht schlagen, wenn der sich hierher verirren sollte.«

»Dad ist nicht da«, sagte Marilyn. »Er ist verschwunden. Seit gestern. Er wurde entführt.«

»Entführt? Das meinst du doch nicht ernst!«

Marilyn setzte der Frau auseinander, daß es bitter ernst war. Sie berichtete von Mr. Pilchers mysteriösem Verschwinden und zeigte Mrs. McCarthy den Erpresserbrief. »Die Jungen wollen mir helfen«, erklärte sie. »Wir suchen das Buch des Bischofs, was immer das sein mag. Haben Sie jemals Dad von einem solchen Buch des Bischofs reden hören?«

»Nein, nie«, sagte die Haushälterin. »Mit der Kirche steht dein Vater nicht auf sehr gutem Fuße, wie du ja weißt. Und bist du ganz sicher, daß sich tatsächlich jemand hier einschlich und ihn fortschleppte und dir dann diesen Wisch hinlegte? Du weißt doch, daß er den blutleeren Habenichts, den du dir als zukünftigen Ehemann in den Kopf gesetzt hast, nicht ausstehen kann – mir geht es im übrigen genauso. An dem ist doch wirklich nichts dran, wenn du mich fragst. Und es war unklug von deinem Vater, wegen dieser Party nachzugeben. Aber du wolltest ja deinen Kopf durchsetzen, nicht? Und dann auch noch am Sonntag, an meinem freien Tag. Na, und jetzt will dein Vater dir vielleicht einen tüchtigen Schrecken einjagen, damit du deine Heiratspläne aufgibst.«

»Nein, so ist es nicht«, widersprach Marilyn. »Wenigstens glaube ich das nicht. Und ich will schließlich kein Risiko eingehen, oder? Der Entführer könnte ihm ja etwas antun.«

Mrs. McCarthy schüttelte den Kopf. »Eine üble Geschichte ist das«, äußerte sie. Sie griff in ihr Netz und holte eine Schürze heraus. Diese zog sie an und machte sich dann an die Zubereitung des Frühstücks, wobei sie unaufhörlich vor sich hinplapperte.

»Es ist dieses Haus«, ließ sie sich vernehmen. »Es ist ein Unglückshaus. War's schon immer. Ein gewisser Harrison Reeves hat es vor langer Zeit gebaut. Die Geschichte hab' ich von meiner Nachbarin gehört, von Dolly Jessup. Reeves war ein reicher Mann, aber an dem Tag, als das Haus fertig war, hat er alles verloren. Das war der große Börsenkrach, der Schwarze Freitag – 1929, weiß man ja. Reeves ist nie hier eingezogen, und das Haus stand jahrelang leer. Und dann, gleich nachdem ich aus New York hierherzog, kaufte eine Familie Whitney den Besitz. An die Leute erinnere ich mich noch. Er war ein großer, strammer Bursche. Es war noch kein Jahr um, da fiel er die Treppe runter und brach sich die Hüfte, und danach konnte er nie mehr richtig gehen.

Nach den Whitneys kam Miss Jensen. Eine alte Jungfer mit mehr Geld, als ihr guttat, dazu noch habgierig und geizig. Sie nahm eine Nichte bei sich auf. Ich weiß noch, die Nichte war ein hübsches kleines Ding, aber unglücklich. Miss Jensen ging sehr streng mit ihr um. Nach der Schule mußte das Mädchen immer gleich heimkommen und die Hausarbeit machen. Wie Miss Jensen behauptete, sollte das den Charakter stärken. Ich meine eher, daß die alte Henne sich dadurch das Hauspersonal sparte. Das war wirklich schändlich, wo doch all die Nachbarskinder auf der Straße rumtollen durften. Als die Kleine ungefähr vierzehn war, gab es Krach wegen einer Brosche, die Miss Jensen angeblich abhandengekommen war. Sie behauptete, das Mädchen hätte sie ihr gestohlen, und sie schickte die Kleine im Zorn

zu ihren Eltern zurück. Ich erfuhr noch, daß das Mädchen ein paar Jahre später mit einem Hallodri durchbrannte, der sie dann sitzenließ. Zuletzt hörte ich, daß sie in San Francisco lebt und sich als Kassiererin in einem Supermarkt durchschlägt.«

Mrs. McCarthy setzte Marilyn und den beiden Jungen Toast, Eier und Speck vor und nahm ebenfalls Platz, um sich eine Tasse Kaffee zu genehmigen.

»Haben Sie jemals etwas darüber gehört, daß es in dem Haus spuken soll?« erkundigte sich Justus. »Bei all dem Schlimmen, was hier passiert ist – gab es da keine derartigen Gerüchte?«

»Na ja, geredet wird schon«, räumte die Haushälterin ein.

»Aber über solch alte Häuser reden die Leute ja immer. Ich jedenfalls weiß nichts, und selber erlebt habe ich auch nichts. Aber das Haus ist vom Unglück verfolgt, soviel steht fest. Und manchmal, wenn's draußen richtig trüb und grau ist, hab' ich das Gefühl, daß da irgendwas ist . . . irgendwas, das mich beobachtet. Ich – ich kann's nicht genau beschreiben, aber eins kann ich euch sagen: Unter diesem Dach würd' ich keine Nacht zubringen!«

»Ach, Unsinn!« wehrte Marilyn ab.

»Hörten Sie jemals Schritte oben auf dem Dachboden?« wollte Bob wissen.

»Auf dem Dachboden? Nein. Ich hab' überhaupt noch nie was gehört – nicht da oben und auch sonst nirgends. Nur kommt es mir manchmal so vor, als . . . als sei da irgendwas, irgendwo.« Mit düsterer Miene schlürfte sie ihren Kaffee.

Die Jungen ließen das Thema fallen. Von Mrs. McCarthy war keine Hilfe zu erwarten. Im übrigen mußte sich für die unheimlichen Geräusche der vergangenen Nacht in diesem Haus eine natürliche Erklärung finden lassen.



Nun, die drei ??? sind in modernen Häusern aufgewachsen und haben vermutlich nicht bedacht, daß sich auf dem Dachboden in einem so alten Gemäuer manchmal Mitbewohner einnisten, die beim Umherstreifen recht auffällige Geräusche verursachen. (Aber nein, keine Mäuse oder Ratten – ein etwas größeres Kaliber.) Vielleicht findet ihr es heraus. Oder seid ihr etwa so abergläubisch wie Mrs. McCarthy?

Nach dem Frühstück fuhren die beiden Jungen zum Schrottplatz, um Tante Mathilda Bericht zu erstatten. Justus war davon ausgegangen, daß seine Tante sich für die Pilchers interessieren würde, aber dazu hatte sie an diesem Tag gar keine Zeit. In Pasadena wurde nämlich ein altes Haus aus Ziegelmauerwerk abgerissen, und von dort hatte Onkel Titus gerade eine Fuhre gebrauchter Ziegelsteine mitgebracht. Tante Mathilda trug den Jungen auf, die Steine mit dem Hammer von alten Mörtelresten zu säubern. Kurz vor elf gesellte sich dann auch Peter zu Justus und Bob und half ihnen, die abgeklopften Steine neben alten Holzbalken sauberlich zu stapeln.

Als das erledigt war, gingen die Jungen ins Wohnhaus gegenüber. Sie säuberten sich und belegten einige Sandwiches, die sie zu Justus' Werkstatt mitnahmen.

Die Werkstatt befand sich in einer Ecke des Lagerplatzes, in sicherer Entfernung vom Büro und vom Einfahrtsbereich. Ein Blechdach, das von der Innenseite der Umzäunung hervorragte, bot einen gewissen Schutz. Hier standen Justus' Werkbank und eine kleine Handabzugspresse, die er aus dem Schrottlager gerettet und wieder instandgesetzt hatte.

Die drei ??? ließen es sich schmecken. Doch da begann über der Werkbank eine Lampe zu blinken, das Signal dafür, daß in der Zentrale das Telefon klingelte. Rasch zog Justus ein Metallgitter

zur Seite, das ganz unauffällig am Untergestell der Werkbank lehnte. Hinter dem Gitter zeigte sich die Öffnung eines weiten Abzugsschachts aus verzinktem Eisen. Das war Tunnel II, einer der Geheimgänge, die den Jungen den unbemerkten Zugang zu ihrer Zentrale ermöglichten.

Mit seinem Übergewicht war Justus nicht unbedingt für schnelles Vorankommen in solcher Enge geschaffen. Wenn aber ein Anruf für die drei ??? kam, vermochte auch er wie ein Wiesel durch diese Röhre zu schlüpfen. Er bückte sich, kroch auf allen vieren in die Öffnung und robbte so flink los, daß er schon beim fünften Klingelzeichen gegen die Bodenluke am Ende des Tunnels drückte. Sie ließ sich hochklappen, und Justus stieg in die Zentrale hinauf.

Als er den Hörer abnahm, tauchten gerade auch Bob und Peter hinter ihm aus der Luke auf. Der Anrufer war Raymond Sanchez, Jeremy Pilchers Sekretär.

»Marilyn hat mich gebeten, euch anzurufen«, teilte Sanchez mit. »Wir haben den ganzen Vormittag nach diesem rätselhaften Buch gefahndet, aber nichts gefunden. Marilyn meint, ich sollte den Computer ihres Vaters anzapfen, damit wir uns die Speichertexte ansehen und vielleicht etwas daraus entnehmen können. Allerdings wissen wir das Kennwort nicht und finden daher keinen Zugang zum Programm. Marilyn möchte, daß ihr herkommt. Vielleicht habt ihr eher eine Idee, was der alte Knacker – hm, was Mr. Pilcher als Kennwort eingegeben haben könnte.«

Justus drehte sich zu Bob und Peter um und setzte sie ins Bild.

»Na, was meint ihr? Wollen wir alle zu Marilyn fahren und die Sache probieren?«

»Klar«, sagte Peter. »Immer los.«

Bob nickte.

»Wir kommen gleich«, meldete Justus an Sanchez weiter, dann legte er auf. »Anscheinend hat sich unsere Auftraggeberin endgültig für uns entschieden.«

»Ich weiß nur noch nicht so recht, ob ich mich auch für sie entschieden habe«, murmelte Peter. »Die Tochter kann einen genauso nerven wie ihr alter Herr.«

Doch natürlich kam Peter mit. Wenige Minuten später klingelten die drei ??? an der Haustür der Pilchers. Mrs. McCarthy öffnete ihnen. Sie hielt eine Spraydose mit Glasreiniger in einer Hand und hatte eine Rolle Küchenkrepp unter den anderen Arm geklemmt. »Ich mach' mal eben ein wenig sauber, solange der alte Nörgler nicht in Sicht ist«, verkündete sie munter. »Wenn er im Haus ist, kann ich das nicht. Kommt nur rein, Jungs. Marilyn und Ray sind am Computer.«

Mrs. McCarthy ging vor den Jungen die Treppe hinauf, wies ihnen oben den Weg und verschwand in einem der vollgepfropften Gästezimmer.

Im Computerraum saß Ray Sanchez vor dem kleineren der beiden Geräte. Die Tasten klickten unter seinen Fingern. Hin und wieder gab die Maschine einen Piepton von sich.

Marilyn stand hinter Sanchez und schaute auf den Bildschirm. »Das hier ist Dads privater Computer«, erklärte sie den Jungen. »Der große ist an das System angeschlossen, das in Dads Büro in der Stadt eingerichtet ist, aber der kleinere hier ist eine unabhängige Einheit. Er ist auch nicht über ein Modem mit dem Telefon verbunden, also ist ein Zugriff auf die Daten von außen her nicht möglich. Wenn wir das richtige Kennwort eingeben, können wir uns Dads private Speichertexte ansehen. Vielleicht entdecken wir dabei auch, daß *Buch des Bischofs* ein Code ist und etwas ganz anderes bezeichnet.«

Sanchez schüttelte den Kopf. »Das mit dem Buch ist doch alles Käse. Ich möchte wetten, daß jemand Pilcher eins auswischen will und deshalb diese Entführung angezettelt hat. Vielen Leuten käme Pilchers Verschwinden äußerst gelegen. Vielleicht hat er auch selbst beschlossen, mal auf Tauchstation zu gehen. Der Alte ist wahrhaftig zu allem fähig. Und Gründe gibt es reichlich.«

»Er ist Ihr Chef«, fuhr Marilyn dazwischen. »Beweisen Sie gefälligst mehr Respekt!«

»Entschuldigung«, sagte Sanchez. Er wandte sich wieder der Tastatur zu. »Mr. Pilcher sammelt Informationen über seine Geschäftspartner«, klärte er die Jungen auf. »Er forscht ihre Familienverhältnisse und ihr Privatleben und all das aus. Ich bekam das zwangsläufig mit. Manchmal setzt er für seine Schnüffelei einen Privatdetektiv ein. Ich mußte schon öfter Rechnungen bezahlen, aber den Abschlußbericht der Burschen bekam ich nie zu Gesicht. Was Pilcher da ans Licht bringt, ist bestimmt manchmal so brisant, daß es in den Firmenakten im Stadtbüro nichts zu suchen hat. Vielleicht speichert er das Zeug hier in dieser Maschine. Aber ein Buch des Bischofs? Ein Bischof gehört nicht zu seinen Bekannten.«

»Und wenn es ein Codewort ist?« brachte Marilyn nochmals vor. »Das wäre doch möglich.«

»Na, das Kennwort zum Programmeinstieg ist es jedenfalls nicht«, entgegnete Sanchez. »Das habe ich bereits getestet, und es hat nicht funktioniert.«

Er überlegte kurz, dann gab er FALSCHER HUND ein.

»Falscher Hund?« wiederholte Peter.

»Paßt doch ganz gut. Bei einem Spiel stellt sich einer so richtig dämlich und verleitet ahnungslose andere Leute zum Mitspielen. Und dann – zack! – legt er sie rein, linkt sie nach Strich und Faden! An solchen Manövern hat Mr. Pilcher Spaß. Deshalb stellt er auch manchmal Leute ein, die keine so weiße Weste haben. Damit kann er sie elegant einschüchtern.«

»Ist doch ganz praktisch, nicht?« meinte Marilyn Pilcher. Darauf erwiderte niemand etwas.

Der Computer gab einen Piepton von sich, und auf dem Bildschirm erschienen die Worte: FALSCHES KENNWORT. EINGABE MIT RICHTIGEM KENNWORT WIEDERHOLEN.

Nun tippte Sanchez AUSTRICKSEN und AUSGETRICKST.

Beides brachte allerdings nur den Piepton und den Hinweis: FALSCHES KENNWORT.

»Sie . . . Sie Dreckschleuder!« schrie Marilyn.

»Bitte, wir können es jederzeit sein lassen«, sagte Sanchez kühl.

»Es war Ihre Idee!«

»Ach was, nicht aufhören!« gebot Marilyn. »Wir müssen unbedingt dahinterkommen. Aber Sie müssen ja nicht solche dicken Geschütze auffahren. Sie wissen doch, das Geschäft ist für meinen Vater ein Sport, oder ein Spiel. Er ist wie ein Fußballtrainer, der sich total verausgabt. Wäre Ihnen eher damit gedient, wenn er dauernd von Fairness faselte? Bestimmt nicht! Dann würden Sie ihn für einen Waschlappen halten, und das völlig zu Recht. Gewinnen muß man! Allein das zählt, und das wissen Sie ganz genau!«

Justus hatte sich alles wortlos angesehen und angehört, mit fast geschlossenen Augen. Nun fuhr er plötzlich hellwach auf.

»Sport, Spiel . . .« sagte er. »Ihr Vater betrachtet seine Geschäfte als Sport oder Spiel? Könnte uns das vielleicht das Kennwort liefern?«

Sanchez tippte das Wort SPORT ein, doch die Maschine gab nur ihren entmutigenden Piepton von sich.

»Versuchen Sie es mit einzelnen Sportarten«, schlug Bob vor.

»Vielleicht erst mal mit Fußball.«

FUSSBALL gab jedoch nichts her, und ebenso wenig BASEBALL, BASKETBALL oder HOCKEY.

»Wenn man es genau nimmt, ist mein Vater im Grunde an Sport nicht interessiert«, meinte Marilyn. »Gehen wir mal zu Spielen über.«

Sanchez gab MONOPOLY ein. »Das ist doch ein Spiel nach Mr. Pilchers Geschmack«, fand er.

Aber das Kennwort war es nicht.

»Wie wäre es mit Poker?« kam eine Anregung von Peter.

Sanchez probierte es aus: POKER, dann ROMMÉ und BLACKJACK.

»Oder Spielkarten«, schlug Justus vor. »Zum Beispiel As oder König.«

Sanchez versuchte es. AS und KÖNIG führten zu nichts, doch als der junge Mann JOKER eintippte, hörte sich der anschließende Piepton triumphierend an, und auf dem Monitor zeigte sich ein neuer Text. MACHEN WIR EIN SPIEL! hieß die Aufforderung des Computers.

»Das bringt's!« Peter strahlte.

Sanchez gab den Befehl LIST/F ein.

Auf dem Bildschirm erschien eine lange Liste von Personennamen. Pilcher hatte eine Datei über Ariago gespeichert und desgleichen eine über den Anwalt Durham. Sanchez erkannte auch den Namen des Geschäftsführers der Bank in Visalia, die Pilcher gehörte, und die Namen anderer leitender Angestellter und wichtiger Partner. Sogar Mrs. McCarthy, die Haushälterin, war ihrem Arbeitgeber eine Datei wert.

Und es tauchte auch eine Datei mit dem Namen »Sanchez« auf.

»Aha, Sie hat er ebenfalls unter die Lupe genommen«, sagte Bob zu dem Sekretär.

»Selbstverständlich«, bestätigte Sanchez. »Das macht er mit allen so.«

Doch Justus entging nicht, daß sich auf Sanchez' Stirn kleine Schweißtröpfchen bildeten.

Auch Marilyn Pilcher war es aufgefallen. »Was steht denn in Ihrem Speichertext drin?« fragte sie rundheraus.

»Vermutlich das Übliche«, meinte Sanchez. »Geburtsdatum, Schulbildung und solches Zeug.«

»Das will ich mir ansehen.« Marilyns Stimme klang nun sehr energisch.

»Was soll das denn, Marilyn –«

»Ich will es eben!«

Sanchez zuckte mit den Schultern. Dann drückte er auf eine Taste. Der Cursor bewegte sich zu seinem Namen auf der Liste. Er drückte eine weitere Taste. Die Liste verschwand vom Moni-

tor, und dafür erschien der Titel SANCHEZ, RAYMOND. Der Text darunter lautete:

»Wirklicher Name LUIS ESTAVA; Vater: JORGE ESTAVA. Will sich vermutlich an mir rächen. Werde ihn noch einige Zeit behalten. Macht seine Arbeit gut. Ganz lustig, wie er ins Schwitzen kommt, wenn ich ihm einheize.«

Sanchez sprang auf und stürzte zur Tür. »Ich gehe!« stieß er hervor. »Ich kündige. Fristlos!«

Die rätselhafte Botschaft

»Unglaublich!« Marilyn griff sich an den Kopf. »Ray ist Jorge Estavas Sohn! Dann könnte er es getan haben! Der Entführer könnte Ray sein!«

Justus hob eine Augenbraue. »Der Anstifter vielleicht, aber keinesfalls der Täter. Bekanntlich war er während der Party ununterbrochen im Haus. Aber welches Interesse sollte er an einer Entführung Ihres Vaters haben? Und wer ist Jorge Estava?«

»Ein Geschäftsmann, der in West Los Angeles eine Reifenhandlung hat . . . hatte. Der Betrieb lag sehr günstig an einer Straßenecke. Dad wollte dieses Eckgrundstück erwerben, um darauf ein Bürohochhaus zu bauen. Estava sträubte sich gegen den Verkauf, auch dann noch, als Dad mit seinem Angebot raufging. Da eröffnete Dad direkt neben Estava eine zweite Reifenhandlung und machte ihm das Geschäft kaputt. Er unterbot Estava rücksichtslos. Estava versuchte am Ball zu bleiben, aber Verlustgeschäfte konnte er sich nicht leisten. Dad hingegen schon. Nach sechs Monaten gab Estava auf.«

»Und der Sohn dieses Mannes läßt sich hier unter falschem

Namen einstellen«, nahm Bob den Faden auf. »Er will sich an Ihrem Vater rächen, aber Ihr Vater findet heraus, wer er in Wirklichkeit ist. Ich frage mich allerdings, wie Sanchez den Schein wahren wollte, nachdem er mitbekommen hatte, daß Ihr Vater sich über alle Leute in seinem Umkreis vertrauliche Informationen beschafft.«

»Vielleicht hielt er seinen Schwindel für überzeugend genug, um selbst einen Detektiv zu täuschen«, meinte Justus. Er setzte sich an die Tastatur und gab die Befehle für das Ausdrucken der Datei über Ray Sanchez ein. Der Drucker ratterte los, und nach einer halben Minute lag der Text vor. Justus verlas ihn laut für seine Freunde und Marilyn.

In seiner Bewerbung um die Stellung bei Jeremy Pilcher hatte Sanchez die Adresse und die Telefonnummer eines Schulfreundes angegeben. Die routinemäßige Nachprüfung der von Sanchez genannten persönlichen Daten hatte nichts Verdächtiges ergeben, aber Pilcher ließ den jungen Mann dennoch von einem Privatdetektiv überwachen. Dabei stellte sich heraus, daß Sanchez allabendlich nach Dienstschluß zum Haus der Familie Estava in Ocean Park fuhr. Pilchers Detektiv gab sich als Mitarbeiter einer Versicherung aus und kam mit den Nachbarn ins Gespräch; dabei erfuhr er den wahren Sachverhalt.

»Sanchez oder Estava hat also durchaus ein Motiv für die Entführung«, folgerte Bob. »Freilich kommt er mir nicht so vor wie einer, der notfalls Gewalt anwendet.«

»Nein, das ist nicht seine Art«, bestätigte Marilyn. »Und die Sache mit diesem Buch des Bischofs – das scheint mir doch recht wirr. Sieht Ray Sanchez gar nicht ähnlich, und . . . oh, ich bin total fertig.«

Sie setzte sich vor den großen Computer und schloß die Augen. »Ich kann nicht glauben, daß es Ray war. Wenn Ray die Sache angezettelt hätte, dann hätte er sich vorher überlegt, wie er das Belastungsmaterial aus dem Speicher des Computers rauskriegt. Es muß jemand anders gewesen sein.«

Justus nickte. »Gut. Dann sehen wir uns ein paar andere Dateien an.« Er rief den unter dem Namen Ted Ariago gespeicherten Text auf.

Die Informationen über Ariago lasen sich zunächst recht harmlos. Er war Witwer, kinderlos, und er bewohnte in Larchmont ein Haus. Ehe Ariago in Santa Monica Geschäftsführer der dortigen Filiale von Pilchers Warenhauskette A.L. Becket wurde, war er bei einem nicht zum Pilcher-Imperium gehörenden Unternehmen, der Firma South's Specialty Stores, Betriebsleiter gewesen.

Bald jedoch präsentierte der Speichertext über Ariago intimere Einzelheiten. Vor längerer Zeit hatte der Mann wegen versuchten Versicherungsbetruges vor Gericht gestanden; ein Gebäude, das Ariago gehörte, war abgebrannt, und bei der Versicherung verdächtigte man ihn der Brandstiftung. Das Verfahren wurde mangels Beweisen eingestellt. Nach Ariagos Ausscheiden bei South's Stores gab es dann noch Gerüchte, er hätte von Baufirmen und Lieferanten, die mit dem Unternehmen in Geschäftsverbindung standen, Schmiergelder angenommen.

Im übrigen war am Schluß der Datei kurz und bündig vermerkt: »Weibergeschichten.«

Die gespeicherten Angaben über Chuck Durham, Pilchers Anwalt, erwiesen sich als fast ebenso aufschlußreich wie im Fall Ariago. Durham war spielsüchtig – Pferdewetten, Poker und riskante Börsengeschäfte. Pilcher hatte ihn im Verdacht, daß er das ihm anvertraute Treuhandvermögen seiner Mündel dafür mißbrauchte, und hatte ihm angedroht, die Anwaltskammer zu verständigen und eine Überprüfung seiner Finanzen zu veranlassen. Damit glaubte Pilcher, Durham »bei Fuß« halten zu können.

Aus der Datei über den Geschäftsführer Von Pilchers Bank in Visalia ging hervor, daß er unehrenhaft aus der Marine entlassen worden war. Das war Pilcher also bekannt, und er hatte dafür gesorgt, daß der Mann dies erfuhr.

Justus rief eine Datei nach der anderen auf. Reihenweise waren vertrauliche bis peinliche Fakten vom Bildschirm abzulesen. Nicht einmal Mrs. McCarthy kam ungeschoren davon. Einmal die Woche frönte sie dem Bingospiel an den Automaten in einer großen Spielhalle.

»Ich finde, das bringt uns überhaupt nichts«, meinte Marilyn Pilcher schließlich. »Daraus geht nur eines hervor: daß . . . daß uns gestern eine Menge Leute besuchten, die Dad bis aufs Blut hassen müssen. Freunde hat er überhaupt nicht. Ich finde das ekelhaft. Und genauso ekelhaft ist für mich, daß er überall herumgeschnüffelt hat.«

Sie war dem Weinen nahe. In diesem Augenblick war es ihr nicht möglich, sich hinter ihren Vater zu stellen.

Auch Justus mußte sich sagen, daß die gespeicherten Geheimdaten im Grunde wenig nützten. Jeder einzelne, über den im Computer eine Akte angelegt war, hatte ein Motiv, um Pilcher aus dem Weg zu räumen, doch niemand fiel besonders auf. Jedermann war verdächtig – und auf niemanden konnte man den Finger legen.

»Da wäre noch eine Datei«, sagte Justus. »Die können wir uns ja auch noch anschauen. Der Name ist *Mujer vieja*. Das ist Spanisch und heißt *alte Frau*.«

»Hochinteressant!« meinte Peter ironisch. »Da geht es bestimmt nochmal um Mrs. McCarthy. Sie manipuliert das Bingo-System, damit sie immer gewinnt!«

»Wieso sollten Informationen über Mrs. McCarthy auf Spanisch benannt sein?« war Justus' logische Überlegung. Er rief die Datei auf.

Sie unterschied sich gründlich von den anderen. Der Text war in Briefform gehalten und an Marilyn gerichtet. »Erst Soga-moso«, hieß es auf dem Monitor. »Geh zu der alten Frau. Bei Sonnenuntergang am Mittsommerabend fällt ihr Schatten auf die Tränen der Götter. Alles für Dich, doch hüte Dich vor Navarro. Ist er legal? Rückfrage INS.«

»Na so was«, sagte Justus. Er gab die nötigen Befehle für einen Ausdruck der rätselhaften Botschaft ein. Während der Druckkopf über das eingezogene Papier sauste, sah der Erste Detektiv Marilyn erwartungsvoll an.

Sie schüttelte verständnislos den Kopf.

»Dann sagt Ihnen das gar nichts?« fragte Justus.

»Überhaupt nichts.«

»Sie sollen sich vor Navarro hüten«, zitierte Justus aus dem Text. »Kennen Sie denn einen Menschen namens Navarro?«

Marilyn zuckte die Achseln. »Irgendeiner von Dads reizenden Geschäftspartnern, nehme ich an. Auf der Party war jedenfalls kein Navarro. Einige seiner Todfeinde hat Dad wohl übersehen, als er die Gästeliste zusammenstellte.«

Die Jungen merkten, daß sie weinte. Tränen liefen ihr über die Wangen, und sie versuchte gar nicht erst, sie abzuwischen.

»Na schön«, sagte Justus. »Dann finden wir vielleicht woanders einen Fingerzeig.«

Er wandte sich vom Computer ab. Bob hielt ein kleines Notizbuch in die Höhe, das er soeben in einer Schublade gefunden hatte. »Ein Adreßbuch«, meldete er. »Mit handschriftlichen Eintragungen.«

Die Jungen gingen die Seiten des Bändchens durch, doch es enthielt keinen Navarro.

»Vielleicht weiß es meine Mutter«, meinte Marilyn. Offenbar hatte sie sich inzwischen gefaßt. »Mom und Dad stehen nicht mehr miteinander in Verbindung, aber es könnte doch sein, daß sie sich an jemanden aus ihrer gemeinsamen Zeit erinnert.«

»Rufen Sie sie gleich an und fragen danach?« erkundigte sich Peter.

»Oh . . . das ist ziemlich schwierig. Zur Zeit ist sie böse mit mir. Sie war dagegen, daß ich wieder zu Dad ziehe, und mein Verlobter gefällt ihr auch nicht, und . . . na ja, egal, dann ruf ich sie eben an.«

Marilyn hob den Telefonhörer ab und wählte eine Nummer. Als

sich am anderen Ende der Leitung jemand meldete, war sofort ein ganzer Wortschwall zu hören. »Sie ist nicht da«, erklärte Marilyn den Jungen. »Ich hab' nur den Anrufbeantworter erwischt.«

Aus dem Hörer drang ein Piepton.

»Mutter, ich bin es«, sprach Marilyn auf das Band. »Hör mal, Dad ist wahrscheinlich entführt worden. Ein paar Jungen wollen mir helfen, die Sache aufzuklären. Mom, wenn Justus Jonas und Peter Shaw und Bob Andrews zu dir kommen, dann sprich bitte mit ihnen. Sie müssen Näheres über einen gewissen Navarro wissen. Und über Sogamoso. Wenn dir dazu irgendwas einfällt, dann sag es ihnen, ja? Ich komm' bald wieder nach Hause, aber vorerst kann ich hier nicht weg, bis ich was von Dad gehört habe. Tschüs, Mom.«

Sie legte auf. »Das müßte klappen. Meine Mutter ist in Ordnung, wirklich. Sie wünscht keinem was Böses – auch Dad nicht.«

Die Jungen ordneten die von Justus ausgedruckten Texte, und Marilyn schrieb ihnen die Adresse ihrer Mutter auf. Nach kurzer Beratung beschlossen sie, daß Peter weiterhin, auch über Nacht, bei Marilyn bleiben würde, da Mrs. McCarthy dazu nicht bereit war. Bob hatte zu Hause einiges zu erledigen, doch er erbot sich, nach dem Abendessen noch zur Stadtbücherei zu fahren und das Stichwort Sogamoso zu erkunden.

»Unter Navarro zu suchen, hat überhaupt keinen Zweck«, meinte er zu Justus. »Allein im Telefonbuch von Los Angeles gibt es Tausende von Navarros. Aber Sogamoso ist kein so alltäglicher Name. Das könnte uns schon einen Hinweis einbringen.«

»Vielleicht ist es auch gar kein Familienname«, erwog Justus. »Es könnte auch ein Orts- oder ein Firmenname sein.«



Die an Marilyn gerichtete Computer-Mitteilung mutet zweifellos etwas exotisch an. »Tränen der Götter« in Rocky Beach? Nun, danach würde ich doch anderswo suchen. Justus' Vermutung, es könne sich um einen Ortsnamen handeln, gefällt mir nicht schlecht.

Justus fiel es zu, Mrs. Pilcher aufzusuchen. Er verabschiedete sich von Marilyn und seinen Freunden und radelte los nach Santa Monica.

Mrs. Pilchers Haus stellte sich als geräumiger, ebenerdiger Bungalow in einer ruhigen Straße heraus. Im Gegensatz zu Mr. Pilchers verwahrlostem Anwesen in Rocky Beach blitzte das Haus vor Sauberkeit. Der Rasen war gepflegt und sattgrün, der Zugang zum Haus sah aus, als sei er eben erst gefegt worden. Mrs. Pilcher kam auf Justus' Klingeln selbst an die Haustür. Die rundliche Frau hatte ein hübsches Gesicht, hellbraunes Haar und ebensolche Augen. Ihre Haut war straff und faltenlos. Mrs. Pilcher mußte also wesentlich jünger als Jeremy Pilcher sein. »Du bist wohl einer von diesen Jungen, die Marilyn am Telefon erwähnte«, sagte Mrs. Pilcher. »Ich war nicht im Haus, als der Anruf kam. Leider habe ich nicht viel Zeit. Ich erwarte einen . . . einen Besucher. Komm rein.«

Sie führte Justus durch die Diele ins Wohnzimmer, das mit lindgrünem Teppichboden ausgelegt war. Die Polstermöbel hatten weiße Leinenbezüge.

Mrs. Pilcher setzte sich in einen großen Sessel beim Kamin. »Geht es Marilyn gut?« fragte sie. »Warum kommt sie nicht wieder zu mir?«

»Sie möchte lieber in der Nähe des Telefons bleiben, falls der Entführer anruft«, antwortete Justus.

»Ich sollte hinfahren«, meinte Mrs. Pilcher, »nur ist mir das so sehr zuwider. Ich hasse dieses Haus. Kaum waren wir dort ein-

gezogen, ging alles schief. Marilyn ist doch nicht allein dort, oder?«

»Mein Freund Peter ist bei ihr«, erwiderte Justus.

»Dein Freund? Also ein Junge wie du. Und wo bleibt die Polizei? Es geht doch nicht an, daß Marilyn nur einen Schuljungen zu ihrem Schutz hat.«

»Peter ist groß und stark«, sagte Justus. »Er ist stärker und schneller als viele Erwachsene. Und es ist nicht im Interesse des Entführers, daß Marilyn etwas zustößt. Er will von ihr nur das Buch des Bischofs.«

»Das Buch des Bischofs?« Gespannt lehnte sich Mrs. Pilcher nach vorn. Doch Justus hatte das Gefühl, daß sie ihm kaum zuhörte. Ihre Aufmerksamkeit galt etwas anderem, das sich vielleicht gerade irgendwo im Haus abspielte.

Justus schwieg kurz und horchte. Aber da rührte sich nichts. Es war ganz ruhig im Haus.

»Wissen Sie irgend etwas von einem solchen Buch – dem Buch des Bischofs?« fragte Justus.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Nein. Ich weiß nichts. Aber mir ist nur sehr wenig darüber bekannt, was Jeremy in letzter Zeit treibt. Wir sind seit Jahren geschieden. Bist du deshalb hierhergekommen? Um mich nach einem Buch zu fragen? Jeremy hat tonnenweise Bücher. Hast du dir die mal angesehen?«

»Ja, Madam«, antwortete Justus. »Nur konnten wir das Buch, das der Entführer fordert, nicht finden. Mrs. Pilcher, kennen Sie jemanden namens Navarro? Oder Sogamoso?«

»Soga . . . Wie war das?«

Justus seufzte.

»Ich bin keine große Hilfe, nicht?« sagte Mrs. Pilcher. »Es tut mir wirklich leid. Wenn ich etwas wüßte, würde ich es dir sagen. Wie war der Name noch? Nicht Navarro – der andere.«

»Sogamoso«, sagte Justus.

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Tut mir leid.«

»Hat Mr. Pilcher jemals eine alte Frau erwähnt?« forschte

Justus. »Im Spanischen heißt das *mujer vieja*. Vielleicht hat er das auf spanisch gesagt.«

Sie wußte nichts. Auch den Ausdruck »Tränen der Götter« hatte sie nie von Jeremy Pilcher gehört. Jedesmal antwortete sie rasch und in knappen Worten, und ganz offensichtlich lag ihr daran, Justus so bald wie möglich wieder loszuwerden.

»*Tränen der Götter* klingt poetisch«, meinte sie. »Nur ist Jeremy Pilcher alles andere als ein Poet. Es tut mir leid. Ich weiß nichts darüber. Habt ihr schon auf der *Bonnie Betsy* nachgesehen? Dort bewahrt Jeremy auch hin und wieder etwas auf.«

»*Bonnie Betsy*?« fragte Justus zurück.

»Jeremys Yacht. Sie ist nach mir benannt. Ich heiße Elizabeth, kurz Betsy. Als Jeremy das Boot taufte, stimmte es noch zwischen uns beiden.«

Die Frau stand abrupt auf. Der Besuch war zu Ende. Justus folgte ihr zur Tür und gab ihr noch eine Karte der drei ???.

»Wenn Ihnen irgend etwas einfällt, das uns weiterbringen könnte, dann rufen Sie bitte unter dieser Nummer an«, sagte er dazu. Das versprach Mrs. Pilcher, und Justus verließ das Haus.

Er radelte bis zur Ecke und hielt dann an, weil gerade ein Bus über die Kreuzung fuhr. Dabei sah er noch einmal zu Mrs. Pilchers Haus zurück.

Eine untersetzte Gestalt kam auf dem Gartenweg zur Straße her. Es war ein Mann, den Justus schon einmal gesehen hatte – einer der Gäste bei Marilyn's Party.

»Ariago!« Justus war so überrascht, daß er den Namen laut aussprach.

Ariago hatte ein Motiv, um Pilcher aus dem Weg zu schaffen. Was führte ihn wohl zu Mrs. Pilcher?

Er mußte im Haus gewesen sein, während sich Mrs. Pilcher mit Justus unterhalten hatte. Hatte er sich irgendwo versteckt gehalten und das Gespräch mitgehört? Justus stellte sich den Mann in einem Nebenzimmer vor, wie er an der Tür lauschte. Kein Wunder, daß Mrs. Pilcher so angespannt und nervös ge-

wesen war und Justus schleunigst wieder loswerden wollte. Sie erwartete gar keinen Besucher – dieser war bereits anwesend. Und genau das wollte sie geheimhalten.

Ob wohl Mrs. Pilcher und Ariago gemeinsame Sache machten? Der sympathisch wirkenden Frau sah dies nicht ähnlich, doch es war durchaus möglich. Alles war möglich.

Justus beobachtete Ariago, wie er die Fahrbahn überquerte und in einen Wagen stieg, der in einiger Entfernung von Mrs. Pilchers Haus geparkt war. Er sah, wie sich die Bremslichter einschalteten. Aus dem Auspuff drang ein Rauchstoß. Gleich würde Ariago losfahren.

Einer Eingebung folgend, wendete Justus sein Fahrrad. Als der Wagen anfuhr, setzte Justus in zweihundert Meter Abstand zur Verfolgung an. Wie besessen trat er in die Pedale.

Immer dieser Dachboden!

Bei der Bücherei kam Bob später an, als er vorgehabt hatte. Sehr bald wurde ihm klar, daß er mit den dort aufliegenden Telefonbüchern nichts anfangen konnte. Im Verzeichnis für Los Angeles gab es spaltenweise Teilnehmer mit dem Namen Navarro, jedoch keine einzige Eintragung unter Sogamoso.

Entmutigt breitete Bob den Ausdruck des Computertextes auf dem Tisch vor sich aus und las ihn stirnrunzelnd nochmals durch.

»Marilyn – Erst Sogamoso«, hieß es da. »Geh zu der alten Frau. Bei Sonnenuntergang am Mittsommerabend fällt ihr Schatten auf die Tränen der Götter. Alles für Dich, doch hüte Dich vor Navarro. Ist er legal? Rückfrage INS.«

Was tun? fragte sich Bob. Die Namen Navarro und Sogamoso waren die einzigen konkreten Hinweise in der Mitteilung. INS war vermutlich die Abkürzung für den »Immigration and Naturalization Service«, die Einwanderungskontrollbehörde. Und Navarro könnte ein Ausländer sein, der sich illegal im Land aufhielt. Diese Erkenntnis brachte allerdings kaum etwas ein. Oder wollte Pilcher etwa, daß seine Tochter einen gewissen Navarro dort anzeigte, falls dieser Mann auftauchen sollte? Der Text war so unklar, daß es einen zur Verzweiflung bringen konnte.

Und zu welchem Zweck hätte Jeremy Pilcher überhaupt in seinem Computer eine so rätselhafte Botschaft speichern sollen? Marilyn schien sich für Computer nicht übermäßig zu interessieren. Pilcher konnte keineswegs sicher sein, daß sie den Text jemals zu Gesicht bekommen würde.

Doch möglicherweise hatte Pilcher nicht genügend Zeit gehabt, um sich etwas Einleuchtenderes zu überlegen. Vielleicht war ihm ganz unvermittelt klargeworden, daß ihm Gefahr drohte. Falls derjenige, von dem die Gefahr ausging, nichts von Computern verstand, war das Speichern der Mitteilung in Pilchers Computer eine ziemlich sichere Maßnahme. Wenn freilich Marilyn mit dem Wortlaut nichts anzufangen wußte, würde ihr all das gar nichts einbringen.

Bob arbeitete stundenweise in der Bücherei und kannte sich im Gebäude gut aus. Er ging zu den Regalen mit den Katalogen und Nachschlagewerken, wo es auch Firmenverzeichnisse gab. Jeremy Pilcher war Geschäftsmann, folglich bestand immerhin die Möglichkeit, daß Sogamoso ein Name oder ein Begriff aus dem Wirtschaftsleben war. Bob suchte den Namen in *Standard & Poor's*, einem dicken Band, der Firmenanschriften aus ganz Amerika enthielt. Dann schlug er noch im Firmenverzeichnis der Finanzzeitung *The Wall Street Journal* und der Handelszeitschrift *Forbes* nach. Nirgendwo fand er den Namen Sogamoso erwähnt. Auch in den vorhandenen Jahrgängen von *Who's*

Who, dem Register namhafter Persönlichkeiten, tauchte der Name nicht auf.

Also gut, dachte Bob. Wenn Sogamoso weder eine bekannte Persönlichkeit noch eine Firmenbezeichnung war, dann mußte Sogamoso eben etwas ganz anderes sein.

Zur Abwechslung griff er nach einem spanisch-englischen Wörterbuch. Als er das Wort auch dort nicht fand, nahm er sich systematisch den großen Atlas auf dem untersten Regal vor.

Und hier wurde er endlich fündig – im Ortsregister auf den letzten Seiten. Sogamoso war der Name einer Stadt in Kolumbien. »Die Bücherei wird in zehn Minuten geschlossen!« verständigte eine Stimme über Lautsprecher die Besucher.

Hastig schlug Bob die im Register angegebene Seite auf. Die Karte zeigte den Nordwesten Südamerikas und damit auch Kolumbien. Die Staatsgrenzen waren rot eingezeichnet, und der Gebirgszug der Anden war in markantem Weiß, schräg über die Seite verlaufend, wiedergegeben.

Bob sah scharf hin und suchte den Ort Sogamoso. Das Register gab eine Einwohnerzahl von etwas mehr als 49 000 an. Um eine Großstadt handelte es sich also nicht.

Schließlich erspähte Bob den winzigen Punkt im Bergland nordöstlich von Bogotá. Warum nur wollte Pilcher, daß Marilyn sich ausgerechnet an diesen abgelegenen Ort begeben und dort eine alte Frau aufsuchen sollte? Und hatte er damit eine x-beliebige alte Frau gemeint, oder war die Rede von einer ganz bestimmten alten Frau?

Neben der Landkarte war eine kurze Beschreibung von Kolumbien abgedruckt. »Das Land ist sehr dünn besiedelt«, las Bob, »mit Ausnahme des schmalen Streifens zwischen der Küste und den westlichen Ausläufern der Anden. In den feuchten Niederungen in Küstennähe werden Zuckerrohr und Kakao angebaut, das angrenzende Gebiet zwischen 1000 und 2200 m Meereshöhe bringt außerordentlich ertragreiche Kaffee-Ernten hervor. In den Gebirgstälern gedeihen Weizen und Roggen,

und auf den Weiden im Hochland werden Schafe gehalten. Im Tal von Antioquia befinden sich Textilfabriken. In der erzhaltigen Region um Sogamoso ist Stahlindustrie angesiedelt, und in den Bergen werden auch Gold- und Smaragdvorkommen abgebaut. Der Großteil der Bevölkerung Kolumbiens lebt jedoch von der Kaffeeproduktion.«

Eine Signallampe über der Tür begann zu blinken. »Die Bücherei wird in fünf Minuten geschlossen!« ertönte mahnend die Stimme aus dem Lautsprecher.

Bob legte den Atlas zurück und lief zu den Regalen, in denen Lexika und Enzyklopädien standen. In den beiden wichtigsten Bänden fanden sich jeweils seitenlange Artikel zu Kolumbien. Allerdings reichte die Zeit nicht mehr aus, um das alles zu lesen, und Nachschlagewerke konnte man nicht ausleihen.

Wieder blinkte oben die Lampe. Bob sauste zu den Regalen, die Bücher über Südamerika enthielten, und schnappte sich zwei Bände. Einer hieß *Kolumbien, Land der Kontraste*, und der andere *Kolumbien – von New Granada bis Bolivar*.

Bob nahm noch schnell seinen Computer-Ausdruck an sich und lief zur Buchausgabe. Gleich darauf holte er sein Fahrrad aus dem Ständer beim Eingang der Bücherei. Hätte er nur mehr Zeit gehabt, um sich die vorhandenen Bücher über Kolumbien näher anzusehen! Vermutlich hatte er nun nicht gerade die ergiebigsten erwischt – oder etwa doch? Vielleicht fanden sich gerade in den hastig ausgewählten Büchern die Hinweise, die die drei ??? brauchten, um das Geheimnis des schrulligen Sammlers aufzuklären.

Bob radelte heimwärts. Er konnte es kaum erwarten, sich in die Bücher zu vertiefen.

Es war fast zehn Uhr abends, als Peter Shaw im Haus Pilcher die Schritte hörte. Er und Marilyn saßen im Wohnzimmer. Sie hatten sich ein Brathähnchen aus dem Schnellimbiss »Cheerful Chicken« an der nahen Schnellstraße geholt, und sie hatten zum Essen ein Kaminfeuer angezündet. Im Raum war es nun fast zu

warm, doch der Schein der Flammen spendete Behagen und drängte die Schatten in die Ecken zurück.

Da begann über ihren Köpfen wieder dieses merkwürdige Getrippel. Sie spielten »Trivial Pursuit«, und Marilyn war am Gewinnen, als sie von oben die ersten Schritte hörten. Es war Peter augenblicklich klar, daß sich auf dem Dachboden jemand bewegte. In dem stillen Haus drang das Geräusch ungehindert bis ins Erdgeschoß.

Peter bekam es mit der Angst. Er wollte nicht da hinaufsteigen. Pilchers kaltes, muffiges Haus war ihm durch und durch unheimlich. Es hätte längst gründlich gereinigt und gelüftet werden müssen, und es besaß diesen völlig überflüssigen Dachboden – einen stockfinsternen Raum, in dem in der vergangenen Nacht jemand herumgetappt war. Peter hatte zwar nicht zur Nachtwache gehört und das rastlose Umhergehen nicht selbst miterlebt, aber Bob und Justus hatten ihm eindrucksvoll davon berichtet.

Und nun fing das wieder an!

Marilyn sah auf. »Hast du das gehört?« flüsterte sie.

Peter hätte am liebsten nein gesagt, doch das ging ja nicht. Er sah an Marilyn vorbei und schwieg.

»Ist die Hintertür abgeschlossen?« wollte Marilyn nun wissen.

»Ich – ich dachte, Sie machen das«, gab er zurück.

Sie stand auf und sah zur Tür hinüber, die in den hinteren Teil des Hauses führte. »Dann hätte ja jemand durch die Küche ins Haus kommen können.«

»Das wäre uns aufgefallen«, entgegnete Peter. »Bestimmt hätten wir es gehört, wenn einer durch die Hintertür gekommen wäre.«

Aber er ging dann doch in die Küche. Die Tür war abgeschlossen, der Riegel vorgelegt. Kein Mensch hätte ins Haus gelangen können.

Oder war es doch jemandem gelungen, sich einzuschleichen und den Riegel von innen wieder vorzuschieben?

Marilyn kam ebenfalls in die Küche und musterte die Tür. Sie zog die Brauen hoch und ging in die Diele zurück. Peter folgte ihr. Mit starrem Blick sah sie zur Treppe hin.

»Horch!« sagte sie. Nun klangen die Schritte lauter. Es gab einen hohlen Widerhall auf den Dielenbrettern des Dachbodens. »Verdammt!« Marilyn ging zum Telefon, nahm den Hörer ab und wählte 911, die Nummer der Polizei. »Hier schleicht ein Fremder im Haus herum«, meldete sie.

Aber konnte sich tatsächlich jemand eingeschlichen haben? fragte sich Peter. Justus hatte gesagt, daß in der vergangenen Nacht niemand die Treppe herauf- oder heruntergekommen war. Und doch hörte man auf dem Dachboden jemanden umhertappen, immer wieder, unverkennbar. »Gruselig!« entfuhr es Peter.

Marilyn hörte nicht hin. Sie nannte gerade dem diensthabenden Beamten die Adresse.

Peter stieg die Treppe zum Obergeschoß hinauf. Er zitterte, und seine Kehle war so trocken, daß er nicht schlucken konnte, doch Stufe für Stufe ging er weiter.

Da waren immer noch die Schritte auf dem Dachboden. Ein Geist? Oder vielleicht noch etwas Gefährlicheres? Eine reale Bedrohung?

Marilyn legte den Telefonhörer auf und kam Peter nach. Sie war nun nicht mehr die arrogante Tochter aus reichem Haus, sondern hatte nur noch Angst, und sie hielt sich ganz dicht bei dem großen, kräftigen Jungen.

»Als ich klein war«, sagte sie, »hatten wir eine Köchin, die Kindern sehr gerne Angst einjagte. Sie redete mir ein, das hier sei ein Spukhaus.«

»Müssen Sie das ausgerechnet jetzt anbringen?« beschwerte sich Peter.

Im oberen Flur blieben die beiden stehen. Das Geräusch der Schritte verstummte ebenfalls. Sie horchten.

War da über ihnen auch einer, der nun horchte? Wartete irgend-

wer oben an der Treppe, übers Geländer gebeugt, zum Angriff bereit, falls jemand die Tür zum Dachboden öffnen sollte?

»Wir bleiben am besten hier«, beschloß Peter. Er holte einen Stuhl aus dem Computerraum und stellte ihn im Flur auf, damit Marilyn sich setzen konnte.

»Wenn die Polizei herkommt«, sagte Marilyn, »und hier überhaupt nichts findet, so wie es auch bisher nichts zu finden gab – na, was hat das wohl zur Folge?«

»Dann werden sie wohl annehmen, daß Sie durchgedreht haben«, konnte Peter nur antworten.

»Genau. Und irgendwann wird ihnen das zu dumm, und sie kommen erst gar nicht mehr her. Ich kann dann anrufen, so oft ich will, und die sagen, das ist ja bloß die verrückte kleine Pilcher, und rühren sich überhaupt nicht.«

»Ich glaube, die Polizei muß jedem Anruf nachgehen«, meinte Peter. »Sie kann doch nicht riskieren, daß jemand wirklich in Gefahr gerät. Die Männer werden Sie eben nur etwas merkwürdig ansehen, wenn sie herkommen.«

Er überlegte kurz. Was würde Justus tun, wenn er hier wäre? Bestimmt würde er nach einer Spur suchen, die er den Beamten als Beweis vorführen könnte – irgend etwas, das sie nicht einfach als Spinnerei abtun konnten. Ein aufgebrochenes Türschloß zum Beispiel oder . . . oder Fußabdrücke! Ja, das war's! Fußspuren!

Peter fiel Jeremy Pilchers Badezimmer ein. Als er während Marilyn's Party dort eingesperrt war, hatte er eine Dose mit Talkumpuder auf der Ablage über dem Waschbecken bemerkt.

Peter ging durch das Schlafzimmer des alten Herrn zum Badezimmer und knipste das Licht an. Da stand der Puder noch. Er nahm die Dose an sich und stäubte im Flur den Puder auf den Bereich vor der Tür zum Dachboden.

Marilyn sah ihn fragend an.

»Wenn der da oben ein gewöhnlicher Sterblicher ist, kann er nur über die Treppe und diesen Flur wieder herunterkommen«,

erklärte Peter. »Wenn es sich also um einen Menschen handelt, dann sehen wir ihn – hoffe ich wenigstens. Es bleibt ihm gar nichts anderes, als über den Fußboden zu gehen, wo die Puderschicht liegt. Dabei hinterläßt er Fußspuren, und die können sich die Polizisten ansehen.«

»Leuchtet mir ein«, nickte Marilyn. »Aber was sagen wir, wenn er hier herunterkommt, ohne daß Fußspuren zurückbleiben?« Peter fand keine Zeit zum Antworten. Er hörte einen Wagen in die Zufahrt einbiegen. Türen wurden zugeschlagen. Jemand begann ums Haus herumzulaufen, wohl um das Gebüsch nach Verdächtigen abzusuchen.

Marilyn Pilcher war schon mitten auf der Treppe, als an der Haustür geklingelt wurde. Sie öffnete und ließ zwei uniformierte Polizeibeamte ein. Peter hörte sie sagen: »Ganz oben, unterm Dach. Auf dem Dachboden ist er.«

»Gut«, sagte der eine Polizist. Er kam die Treppe zum Obergeschoß herauf.

In diesem Augenblick kam es Peter so vor, als stiege der unbekannte Eindringling die Bodentreppe herunter.

Peter faßte die Tür vor dieser Treppe ins Auge. Gleich würde sie sich öffnen und der Dachbodenwanderer vor ihm stehen.

Der Polizist mußte beim Heraufkommen ebenfalls den Eindringling oben gehört haben. Er machte seinen Revolver schußbereit.

Peter hörte, wie eine Tür aufging. Aber die Tür vor ihm bewegte sich nicht. Nur das Geräusch eines Knaufs, der sich dreht, drang an sein Ohr. Trat der Eindringling jetzt nicht in den Flur, noch immer unsichtbar? Schritt er nicht an Peter vorüber?

Peter überlief es kalt – eiskalt. Er sah auf den Fußboden, den er mit Puder bestäubt hatte. Die weiße Schicht war unberührt, wie eine dünne Decke frischgefallenen Schnees, und es fand sich keine Trittspur darin.

»Ein Spukhaus!« stieß Peter heiser hervor. »Das ist es wirklich – ein Spukhaus!«

Die Polizisten wurden nicht fündig. Nur beruhigte das Marilyn Pilcher nicht. »Bleib du hier, wenn du willst«, sagte sie zu Peter. »Mir reicht's nun wirklich. Ich gehe nach Hause, zu meiner Mutter!«

Justus im Schaufenster

Justus folgte Ariago, der auf dem Santa Monica Boulevard nach Osten fuhr, auf seinem Fahrrad im Abstand von drei Häuserblocks. Er hielt sich noch etwas mehr zurück, als Ariago im Stadtteil Mayfield das Tempo verlangsamte und ein Parkhaus neben einer Passage mit Einzelhandelsgeschäften ansteuerte. Am westlichen Ende des Einkaufszentrums lag ein Laden der Warenhauskette A.L. Becket. Das könnte die Filiale sein, die Ariago für Pilcher leitete, erwog Justus. Er verwahrte sein Fahrrad in einem Ständer neben Becket, schloß es ab und betrat die Ladenstraße.

Die Entfernung zu Mrs. Pilchers Haus betrug nur wenige Minuten. Warum war Ariago während der Geschäftszeit dorthin gefahren? fragte sich Justus. Und wie oft traf er sich wohl mit Mrs. Pilcher? In Ariagos Vergangenheit gab es dunkle Punkte. Warum hatte er Jeremy Pilchers geschiedene Frau aufgesucht? Hatte sie sich mit ihm gegen Pilcher verschworen? Und wenn ja, was erhoffte sie sich davon?

Justus überlegte scharf. Es führte zu nichts, wenn er immer wieder die höchst spärlichen Informationen durchkaute, die ihm bis jetzt vorlagen. Er beschloß, sich direkt an Ariago zu wenden. Justus würde erklären, daß er und seine Freunde Marilyn Pilcher helfen wollten, und er würde sich erkundigen, ob Ariago irgend etwas über dieses Buch des Bischofs, über Sogamoso

und über Navarro bekannt war. Auf solche Fragen würde Ariago natürlich gefaßt sein; zweifellos hatte er das Gespräch zwischen Justus und Mrs. Pilcher belauscht. Immerhin mochte seine Reaktion aufschlußreich sein. Und es war durchaus möglich, daß er etwas wußte, das Justus der Wahrheit näherbringen könnte.

Die Büroräume der Firma Becket lagen im zweiten Obergeschoß, hinter der Abteilung für Kinderkleidung. Eine Frau hinter einem Schreibtisch lächelte Justus zu und fragte, ob sie ihm behilflich sein könnte. Er gab ihr eine Karte der drei ???; dazu stellte er sich als Justus Jonas vor und gab an, er müsse mit Mr. Ariago sprechen.

Die Frau sah sich die Karte an und sagte: »Ach was? Detektive?« Offenbar fand sie das sehr belustigend.

»Es geht um den vermißten Mr. Jeremy Pilcher«, erklärte Justus. »Ich war gestern bei der Verlobungsparty seiner Tochter. Dort machte ich Mr. Ariagos Bekanntschaft.«

»Mr. Pilcher?« Das Lächeln verschwand jäh aus dem Gesicht der Frau. »Vermißt? Ist er denn verschwunden?«

»Die Angelegenheit ist Mr. Ariago bekannt«, entgegnete Justus lediglich.

Da sonst nichts aus ihm herauszubringen war, griff die Frau zum Telefonhörer und wählte einen Nebenanschluß. Sie meldete Justus Jonas bei Mr. Ariago als Besucher an. »Es handelt sich um Mr. Pilcher.«

Nach kurzem Warten legte sie auf. »Mr. Ariagos Terminkalender ist randvoll. Heute kann er Sie nicht empfangen.«

»Oh?« Schon viele Leute hatten für Justus keine Zeit gehabt. So leicht ließ er sich nicht abspeisen. Normalerweise glückte es ihm dennoch, zu der gewünschten Unterredung zu kommen, und auch heute hatte er vor, dies zu erreichen. Möglicherweise wußte Ariago nichts von den in Pilchers Computer gespeicherten Geheimdaten. Wenn er davon erfuhr, würde er vielleicht zugänglicher sein.

»Ich weiß, daß Mr. Ariago ein vielbeschäftigter Mann ist«, sagte Justus, »aber ich glaube, er wird mich empfangen, wenn er erfährt, daß ich Informationen für ihn habe. Und zwar aus Mr. Pilchers privaten Akten.«

Da lächelte die Frau höflich und schlug vor: »Dann richte ich ihm das am besten aus und gebe ihm dazu Ihre Karte. Vielleicht kann er Sie ja später anrufen.«

Justus erkannte, daß sie fest entschlossen war, seinen Besuch bei ihrem Chef zu verhindern. Er sah auf seine Uhr. Kurz nach fünf. Gleich war die Bürozeit vorüber. »Ich warte lieber und spreche ihn selbst an, wenn er weggeht«, meinte Justus.

»Da können Sie lange warten.« Die Frau lachte. »Mr. Ariago bleibt im Büro bis zum Ladenschluß um neun.«

Justus verließ den Bürotrakt und ging zum Aufzug. Was sollte er nun unternehmen? Sollte er aufgeben und nach Hause fahren? Oder doch lieber auf Ariago warten, wenn die Läden dichtmachten?

Justus wog beides gegeneinander ab, während er an der Abteilung Damenmode und Parfümerie im ersten Obergeschoß und dann am Bereich Möbel und Haushaltswaren im Erdgeschoß vorbeifuhr.

Schließlich entschied sich Justus dafür, Ariago aufzulauern. Nach Ladenschluß mußte der Mann Justus' Nachricht zu Pilchers Akten erhalten haben. Bestimmt hatte ihn die Sache beunruhigt und er würde zu einem Gespräch bereit sein. Und wenn nicht, konnten die drei ??? Ariago immer noch beschatten. Irgend etwas lief zwischen ihm und Elizabeth Pilcher, und dies könnte mit Jeremy Pilchers Entführung zu tun haben.



Der Erste Detektiv war schon immer sehr zielstrebig beim Verfolgen einer Spur. Ob es aber diesmal die richtige Fährte ist? Nun ja, Detektive müssen immer mit dem Berufsrisiko rechnen . . .

Justus verließ die Firma Becket und stand wieder in der Ladenstraße. Nun mußte er die Stunden irgendwie herumbringen. Er sah sich Schallplatten und Kassetten und Stereoanlagen an. Er aß zwei Grillwürste. Er probierte in einem Sportgeschäft ein paar Sachen an. Er schlenderte durch eine Buchhandlung und überflog ein Buch, das ihn schon immer interessiert hatte, bis zur Mitte. Dann ließen ihn die ungeduldigen Blicke des Verkäufers den Rückzug antreten. Zum hundertsten Mal sah Justus auf die Uhr. Immer noch mehr als eine Stunde, bis Becket schloß. Er machte sich wieder dorthin auf und entdeckte in einer abgelegenen Ecke der Möbelabteilung ein großes, lederbezogenes Sofa. Darauf ließ er sich nieder und wartete weiter. In diesem Bereich der Abteilung war es ruhig – ganz ruhig. Es waren nur wenige Kunden da, und lediglich ein einziger Verkäufer wanderte zwischen den Ausstellungsstücken herum. Seine Schritte wurden von dem dicken Teppichboden verschluckt. Nach einiger Zeit sank Justus der Kopf auf die Brust. Der Eindringling auf dem Dachboden hatte ihn während der vergangenen Nacht nicht zur Ruhe kommen lassen, und prompt überfiel ihn eine bleierne Müdigkeit.

Das Rätsel um den Dachboden in diesem Haus war noch immer nicht gelöst. Was spielte sich dort oben ab? Wanderte da wirklich ein Geist umher? Justus mußte sich energisch klarmachen, daß er doch gar nicht an Geister glaubte. Tote kehrten nicht aus dem Grab zurück. Die Geräusche, die er gehört hatte, waren nichts anderes gewesen als das Knarren und Ächzen des Gebälks bei dem stürmischen Wind vom Meer her. Oder es gab

auf diesem Dachboden irgendwelches Ungeziefer. Vielleicht Riesenratten? Igitt!

Eine Minute lang – wirklich nur eine Minute war das – nickte Justus ein. Ja, eine Minute lang hatte er wohl geschlafen. Dann schreckte er auf und öffnete die Augen.

Es war dunkel. Justus sah sich um. Er war von lauter Schatten umgeben – ungewohnten dunklen Formen. Erst nach wenigen Sekunden fand er sich zurecht. Es handelte sich um die Umrisse von Schränken und Sesseln und Garderobenständern.

Vor Entsetzen wurde Justus ganz starr. Es mußte schon später Abend sein! Das Warenhaus war geschlossen, und er hatte den Ladenschluß total verschlafen.

Er stand auf und horchte. Eigentlich sollte die Putzkolonne am Werk sein, aber er konnte nichts hören. Und nachts waren in den Firmen die Leute vom Wach- und Streifendienst unterwegs. Wieso hatten die ihn nicht gefunden und geweckt?

Nun ja, er wäre nur dann entdeckt worden, wenn sie gezielt auf diesem Sofa nachgeschaut hätten. Allerdings stand es mit der Rückenlehne zum Zentrum der Ausstellungsfläche. Ein Wachmann konnte in einem Meter Abstand vorübergehen, ohne Justus zu sehen. Auch die Leute von der Gebäudereinigung konnten unmittelbar hinter ihm zu Werke gehen und ihn nicht bemerken.

Justus rieb sich die Augen. Hinter den Schränken und Sesseln nahm er einen schwachen Lichtschein wahr. Eine rote Signallampe beleuchtete ein Hinweisschild – AUSGANG.

Justus tastete sich durch die Dunkelheit auf das Schild zu. Als er die Tür erreicht hatte, sah er ein zweites Schild: NOTAUSGANG – BEI ÖFFNEN DER TÜR WIRD ALARM AUSGELÖST.

Justus stellte sich vor, was wohl los wäre, wenn er durch diese Tür ins Freie hinauslaufen würde. Die Alarmklingel würde schrillen, Lichtzeichen würden aufblinken. Und zweifellos gab es im Dienstraum des Werkschutzes eine Fernsehüberwa-

chungsanlage. Es wäre ein leichtes, Justus auf dem Bildschirm zu erkennen, und die Wachmänner würden mit schußbereiter Waffe loslaufen. Noch vor dem Verlassen der Ladenstraße hätten sie ihn geschnappt.

Justus überlief ein Schauer. Vor einigen Monaten war ein junger Mann aus Pasadena in einem solchen Einkaufszentrum nach Ladenschluß entdeckt worden. Er war wegen versuchten Einbruchdiebstahls vor Gericht gekommen, und es wurde in allen Zeitungen darüber berichtet.

Justus legte keinen Wert auf diesen zweifelhaften Ruhm. Was würde das für einen Eindruck machen, wenn man den Leiter einer Detektei nachts in einem leeren Warenhaus aufgriff?

Er drehte sich um und tastete sich im Finstern zum Haupteingang des Warenhauses vor. Dieser war jedoch mit einem massiven stählernen Rollgitter gesichert.

Er ging ganz vorsichtig weiter, um kein Geräusch zu machen, und fand den Ausgang für das Personal. Auch an dieser Tür stand der Hinweis, daß beim Öffnen Alarm ausgelöst würde. Eine Uhr neben dem Ausgang zeigte auf elf. Tante Mathilda würde einen Wutausbruch bekommen.

Justus suchte weiter, bis er einen öffentlichen Fernsprecher entdeckte. Er steckte zwei Zehncentstücke in den Schlitz und wählte den heimatlichen Anschluß. Tante Mathilda kam ans Telefon. Ihre Stimme klang besorgt und aufgebracht.

»Justus Jonas, wo treibst du dich herum?« wollte sie wissen.

»Marilyn Pilcher brauchte meine Hilfe«, erklärte Justus. Das war ja nicht gelogen.

»Und ich brauche deine Hilfe schließlich auch noch hin und wieder«, konterte Tante Mathilda. »Aber daran denkst du ja nicht. Bist du jetzt bei dem armen Mädchen im Haus ihres Vaters? Hat man denn inzwischen etwas von Mr. Pilcher gehört?«

»Nein, noch nichts. Hör mal, Tante Mathilda, könnte ich wohl über Nacht dableiben? Es erscheint mir nötig.«

»Ich bin nicht begeistert, aber wenn es sein muß . . . Schön, Justus. Sei vorsichtig.«

Tante Mathilda legte auf.

Im Dunkeln ging Justus vom Telefon wieder zur Möbelabteilung, zurück zu dem Sofa. Dieses Möbelstück war ja nun sein Stützpunkt. Er setzte sich hin und richtete sich auf das stundenlange Warten bis zum Morgen ein.

Bald wurde ihm klar, daß er Hunger hatte. Er hatte einmal eine Geschichte gelesen, von Kindern, die über Nacht in einem Warenhaus eingeschlossen waren. Sie hatten im hauseigenen Restaurant den Kühlschrank geplündert. Allerdings hatte Justus am Nachmittag, als er durch die Abteilungen spazierte, kein Restaurant gesehen. Hier gab es wohl keines. Dafür waren in der Passage zahlreiche Lebensmittelläden mit Imbiß zu finden.

Sollte er sich auf die Suche nach etwas Eßbarem machen? Eine Süßwaren- oder Feinkostabteilung würde es wohl geben. Er verwarf den Gedanken wieder. Das Risiko wäre zu groß. Die Augen fielen ihm zu. Wieder nickte er ein und träumte dabei, er wäre in Pilchers Haus und es klopfte jemand an die Tür. Im Traum wußte er, wer das war – Jeremy Pilcher. Der alte Sammler wollte in sein Haus. »Ich komme!« rief Justus. »Gehen Sie nicht weg! Ich komme schon!«

Mit größter Willensanstrengung richtete er sich auf und öffnete die Augen. Es war Tag! Vor sich sah er Leute. Sie starrten ihn lachend an und winkten ihm zu. Es waren hellwache Morgenmenschen, Geschäftsleute im Straßenanzug, die Zeitung unterm Arm. Einer von ihnen klopfte unablässig an die Fensterscheibe.

Ein Fenster? Gestern abend, als er sich niedergelassen hatte, war hier doch kein Fenster gewesen. Wieso hatte er denn nun eine Scheibe vor sich?

Dann wurde ihm klar, daß er beim Umhertappen im Dunkeln in einem anderen Bereich der Möbelabteilung gelandet war. Er

saß gar nicht auf dem Sofa, das er sich am Abend ausgesucht hatte, sondern auf einem anderen. Und draußen liefen die Leute zusammen, um Justus Jonas zu betrachten, der in Becketts Schaufenster ein Nickerchen machte!

Justus sprang auf. Jeden Augenblick konnten die Hausdetektive anrücken und ihn mitnehmen! Dann würde man die Polizei rufen. Und Tante Mathilda und Onkel Titus herzitieren!

Schon hörte er die Wachmänner. Sie schlossen gerade die Eingangstür für das Personal auf.

Justus lief los und kauerte sich hinter einen großen Büroschreibtisch.

Da kam jemand angelaufen. »Hier war er!« sagte ein Mann. »Da drüben! Irgendwo muß er noch stecken!«

Ein zweiter Mann ging unmittelbar an dem Schreibtisch vorbei. »Wieso haben ihn Ihre Leute gestern abend nicht entdeckt?« »Wir können schließlich hier nicht in jedem einzelnen Sessel nachsehen«, gab der erste Mann zurück.

Nachdem die Männer weitergegangen waren, richtete Justus sich auf und sah sie nun beim Schaufenster stehen. Sie starteten das Sofa an, als könnte es ihnen Auskunft darüber geben, wo der Gesuchte war.

Hinter sich hörte Justus ein neues Geräusch. Er drehte sich um. Ein magerer Mann in einem olivfarbenen Overall stand an einer Schalttafel neben dem Haupteingang zum Kaufhaus. Langsam ging das große, schwere Rollgitter vor den Glastüren in die Höhe.

Der Weg war frei.

Justus sprang auf und sauste an dem Mann im Overall vorbei. Irgend jemand rief ihm noch etwas hinterher, doch schon flitzte er die Passage entlang und dann durch eine automatische Tür in den Parkbereich.

Sein Fahrrad war noch am Ständer angeschlossen. Vor Aufregung wäre ihm fast der Schlüssel heruntergefallen, doch dann bekam er das Schloß auf und zerrte das Rad heraus. Beim Los-

radeln hörte er noch, wie ihm jemand aufgebracht hinterherrief. Justus blickte sich nicht um. Manchmal konnte man nur noch eines tun – verschwinden, so schnell es ging!

Das Buch des Bischofs

»An Geister glaube ich nicht«, verkündete Justus. Mißtrauisch sah er Peter an.

»Das sagst du ja immer«, schoß Peter zurück, »aber wenn das kein Geist war, um was kann es sich dann handeln? Auf dem Flur vor dem Dachboden wehte es mich ganz kalt an. Aus Geschichten weiß ich, daß es in Räumen manchmal so kalt wird, wenn ein Geist anwesend ist.«

»Weil es zog«, warf Bob ein. »Du hast einen Luftzug gespürt. Das Haus von Pilcher ist alt und zugig.«

Die drei ??? waren in ihrer Zentrale versammelt. Justus saß am Schreibtisch, noch ganz zerknautscht und übermüdet nach der Nacht im Warenhaus. Peter schien hellwach, aber es war eher ein überanstrengtes, aufgedrehtes Wachsein. Nur Bob wirkte richtig ausgeschlafen.

Bob hatte die Bücher aus der Bibliothek in die Zentrale mitgebracht, und nun schlug er einen Band auf.

»Ist das wirklich so wichtig, ob es auf Pilchers Dachboden spukt?« fragte er. »Unsere Aufgabe ist es, den alten Mann oder eben zunächst dieses Buch des Bischofs ausfindig zu machen. Vielleicht gelingt uns das, wenn wir mehr zu dem Text im Computer wissen. Und jetzt bitte keine Beifallsstürme – aber ich habe Sogamoso gefunden!«

Urpötzlich fuhr Justus hellwach auf. »Du weißt, wer Sogamoso ist?«

»Nicht wer«, sagte Bob, »sondern was. Es ist eine kleine Stadt in Südamerika – in Kolumbien. Nur etwa neunundvierzigtausend Einwohner. Wenn also Marilyn hinreist und nach der alten Frau fragt, dann könnte dort mancher wissen, was sie sucht.« »Und dabei muß sie sich vor Navarro in acht nehmen«, warf Peter ein. »Diese Warnung steht ja in Mr. Pilchers Computerbrief.«

»Schön, also erkundigt sie sich nach der alten Frau. Nur einen gewissen Navarro darf sie nicht befragen«, fuhr Bob fort.

»Nein.« Justus schüttelte den Kopf. »Navarro ist nämlich nicht in Kolumbien. Zumindest war er nicht dort, als Pilcher seine Mitteilung in den Computer eingab. Pilcher war nicht sicher, ob Navarro legaler Einwanderer ist, und er erwähnte die INS – das ist die gängige Abkürzung für die Einwanderungskontrollbehörde. Vermutlich hält sich also Navarro illegal in den Vereinigten Staaten auf.«

»Einverstanden«, sagte Bob. »Dann muß sich Marilyn, ehe sie nach Sogamoso reist, vor einem illegalen Einwanderer namens Navarro hüten. Ja, und wenn das nun dieser Navarro war, der dich auf dem Dachboden angegriffen hat, Justus? Nicht das unsichtbare Wesen, das wir nur heruntappen hörten. Der andere.«

»Bei dem handelte es sich ganz bestimmt um keinen Geist«, bestätigte Justus. »Sondern um einen Menschen aus Fleisch und Blut!«

Da klingelte das Telefon.

»Marilyn wird sich fragen, was wir jetzt machen«, meinte Peter. »Sie fuhr noch gestern abend zu ihrer Mutter zurück. Im Haus ihres Vaters hielt sie es einfach nicht mehr länger aus.«

»Kann ich verstehen«, bemerkte Justus.

Aber als er den Hörer abnahm, meldete sich nicht Marilyn Pilcher, sondern Luis Estava, der Mann, den die Jungen als Ray Sanchez kennengelernt hatten.

Justus hatte an die Telefonanlage der Zentrale einen Laut-

sprecher angeschlossen. Nun schaltete er das Gerät ein, damit Peter und Bob das Gespräch mithören konnten.

»Das überrascht mich aber, daß Sie sich melden, Mr. Estava«, meinte Justus. »Gestern sind Sie doch so schnell weggelaufen.«
»Nenn mich Ray, ja?« sagte Estava. »Das ist mein zweiter Vorname, und für meine Freunde bin ich Ray. Gestern blieb mir nichts anderes übrig, als abzuhaufen. Heute sehe ich das anders. Vorhin war die Polizei bei mir. Ich hätte nicht gedacht, daß Pilchers Verschwinden solche Kreise zieht, aber anscheinend setzen die alle Hebel in Bewegung. Und es sieht so aus, als gehöre ich zu den Tatverdächtigen.«

»Sie hatten ja auch ein Motiv für einen Racheakt gegen Pilcher«, hielt ihm Justus vor.

»Na ja, schon . . .« gab Estava zu. »Ich wollte dem Dreckskerl schon immer eins auswischen, weil er meinem Vater die Existenz kaputtgemacht hat, aber er sollte mir in gleicher Münze dafür bezahlen – als Geschäftsmann. Ich müßte ja noch verrückter sein als er, wenn ich ihm mit eigenen Händen an den Kragen gehen wollte. Schließlich ist er ein alter Mann!«

Es hörte sich ehrlich entrüstet an. Justus warf seinen Freunden einen Blick zu.

»Klingt recht überzeugend«, murmelte Bob.

Justus nickte. »Also gut, wir glauben Ihnen das. Aber warum rufen Sie hier an? Was wir uns denken, kann Ihnen doch egal sein.«

»Ist es aber nicht«, sagte Estava. »Marilyn scheint Vertrauen zu euch zu haben, und mir geht es genauso. Ich wollte nur sagen, daß ich bei der Suche nach Pilcher mithelfen will, wenn es was bringt. Wenn der alte Pirat nicht wieder auftaucht, bleibt der Verdacht vielleicht fürs ganze Leben an mir hängen. Falls ihr mich also brauchen könnt, dann ruft an.«

»Da hätte ich gleich eine Frage«, meinte Justus. »Fällt Ihnen zu Sogamoso etwas ein?«

»Soga – Soga – wie war das?«

Justus wiederholte den Namen. Estava konnte sich darunter nichts vorstellen. Auch zu Navarro konnte er nichts sagen. »Ich kenne ein paar Leute namens Navarro«, erwähnte der Sekretär. »In spanischen Wohnvierteln kommt der Name oftmals so häufig vor wie Jones bei den Angelsachsen. Aber niemand von meinen Landsleuten kennt Pilcher.«

»Hat Mr. Pilcher Ihnen gegenüber jemals von den Tränen der Götter gesprochen?« erkundigte sich Justus.

»Tränen der Götter? Soll das ein Witz sein?«

»Ich mein's ernst. Diese ganz speziellen Tränen haben für Mr. Pilcher anscheinend eine sehr große Bedeutung.«

»Tut mir leid«, entgegnete Estava. »Darüber ist mir wirklich nichts bekannt.«

»Noch eine Frage«, fuhr Justus fort. »Sogamoso liegt in Kolumbien, und Kolumbien ist eine wichtige Lieferquelle für Kokain. Könnte Mr. Pilcher etwa am internationalen Drogenhandel beteiligt gewesen sein?«

»Ausgeschlossen. Er verabscheute Drogen in jeder Form«, sagte Estava. »Pilcher warf Mitarbeiter sofort raus, wenn er nur andeutungsweise hörte, daß sie vielleicht Drogen nahmen. Frag Marilyn, wenn du mir das nicht abnimmst.«

Justus bedankte sich. Estava gab ihm noch seine Telefonnummer und legte auf.

»Bei diesem Fall gibt es jede Menge fragwürdiger Spuren«, stellte Justus fest, »und alle scheinen sie im Sand zu verlaufen. Wir sind auf unserer Suche nach Mr. Pilcher in den letzten zwei Tagen keinen Schritt vorangekommen.«

»Ich möchte wetten, daß uns Sogamoso auch nicht weiterhilft«, äußerte sich Peter. »Bis Marilyn dorthinkommt und diese alte Frau findet, ist ihr Vater vielleicht schon gestorben.«

»Und sei es an Altersschwäche«, sagte Bob. »Aber was machen wir nun?«

»Mrs. Pilcher schlug vor, wir sollten uns die *Bonnie Betsy* vornehmen«, berichtete Justus. »Pilchers Haus haben wir

mittlerweile gründlich durchgekämmt. Wollen wir uns nun die Yacht ansehen? Den Anlegeplatz muß Marilyn ja kennen.«

»Und wenn wir dort das Buch des Bischofs aufstöbern, bekommt sie ihren Vater hoffentlich zurück«, sagte Bob. »Dann kann er ihr alles Nähere über die alte Frau und die Tränen der Götter selbst erzählen.«

Justus rief bei Mrs. Pilcher in Santa Monica an. Marilyn kam selbst ans Telefon. Sie sagte, die Yacht ihres Vaters läge im Trockendock bei der Central Coast Marine Corporation. »Das ist die Schiffswerft am Bowsprit Drive«, erklärte sie. »Ich melde euch telefonisch an, damit ihr Zugang zum Boot bekommt.«

Bald radelten die Jungen die Küstenstraße entlang. Nach zwanzig Minuten zügiger Fahrt hatten sie die Abzweigung Bowsprit Drive erreicht.

Die Fahrbahn verlief auf einer lotrecht ins Meer gebauten, fast zwei Kilometer langen Mole. An der Südseite lagen ein Yachtclub und eine Reihe Geschäfte für Bootszubehör, nördlich der Straße erstreckten sich mehrere Werftanlagen. Der Betrieb Central Coast Marine war nur wenige hundert Meter von der Küste entfernt. Ein hoher, dichter Schutzzaun und ein Tor mit einem uniformierten Werkschutzmann in einem kleinen Wachhaus dienten zur Sicherung der Anlage. Vor dem Tor stiegen die drei ??? ab, und Justus meldete sich bei dem Wachmann an

»O ja, Miss Pilcher hat angerufen«, bestätigte der Mann. »Nur hatte ich eigentlich nicht mit so jungem Volk gerechnet, aber wenn Miss Pilcher es gutheißt, euch hereinzulassen, dann wird das wohl seine Richtigkeit haben. Hier bitte unterschreiben.«

Er schob den Jungen ein Kontrollbuch hin. Alle drei trugen sich ein, und neben den Unterschriften vermerkte der Mann die Uhrzeit. Dann nahm er ein Schlüsselbund von einem Brett hinter sich und händigte es Justus aus. »Die Kabinen und das Ruderhaus auf der *Bonnie Betsy* sind abgeschlossen. Das sind die Schlüssel.«

Er zeigte nach rechts. »Geht da entlang, an dem Schoner vorbei – das Schiff drüben, an dem sie gerade den Rumpf sauberkratzen –, dann seht ihr schon die *Bonnie Betsy*. Sie liegt im Trockendock unten am Kai. Ihr könnt sie nicht verfehlen. Ein großes Schiff mit schwarzem Anstrich, der Name steht in Goldbuchstaben am Bug.«

Die Jungen bedankten sich und fuhren weiter. Nun wehte ihnen die frische Brise vom Meer her um die Ohren. Über ihren Köpfen kreisten Möwen und stießen mit heiserem Geschrei aufs Wasser herab. Die Luft roch hier scharf nach Tang und nach den Entenmuscheln, die sich an den Rümpfen der zum Reparieren heraufgezogenen Boote festgesetzt hatten und dort allmählich trockneten.

Die meisten Segelschiffe, an denen die Jungen vorüberkamen, waren große Sportboote aus Holz oder Fiberglas von fünfzehn bis zwanzig Meter Länge. Als sie dann allerdings die *Bonnie Betsy* entdeckten, waren sie tief beeindruckt. Bei ihr handelte es sich schon eher um eine kleine Hochseeyacht. Mit dem stählernen, schwarzen Rumpf und dem weißlackierten Aufbau präsentierte sie sich wie ein Traumschiff für Kreuzfahrten.

Peter piffte durch die Zähne. »Da hat der alte Pilcher sich aber was richtig Feines geleistet!«

»Und dabei mal nicht geknausert«, stellte Bob fest.

Das Schiff war nicht aus dem Wasser gehievt worden, wie die Jungen es bei den kleineren Yachten gesehen hatten. Statt dessen war es in ein Trockendock, eine riesige Wanne mit betonierten Wänden, bugsiert worden. Dann hatte man das Schleusentor an der zur See hin gelegenen Seite geschlossen und das Wasser abgepumpt, bis die *Bonnie Betsy* auf dem Trockenen saß, und zwar auf Stahlträgern im Innern der Betonwanne.

Eine Gangway führte vom Kai zu Pilchers Schiff. Justus ging als erster an Bord. Beim Betreten des Decks gab er einen unwillkürlichen Laut von sich, halb überrascht und halb enttäuscht.

»Was gibt's denn?« fragte Bob.

»Nichts weiter. Ich war nur auf das Gefühl eingestellt, das man normalerweise hat, wenn man an Bord eines Schiffes geht. Ihr wißt doch – als hätte es ein Eigenleben. Alles ist ständig ganz sacht in Bewegung. Und das hier wirkt so . . . so tot!«

»Stimmt«, bestätigte Peter. »Als hätte man das Schiff auf ein massives Fundament gebaut, zehn Meter tief unterkellert.«

Die Jungen gingen zu einer Leiter und erstiegen die Brücke. Justus probierte die Schlüssel aus, die ihm der Wachmann gegeben hatte, bis er den richtigen herausfand und das Ruderhaus aufschließen konnte. Beim Eintreten fiel der Blick der drei ??? zuerst auf die mit Salz verkrusteten Fenster aus Sicherheitsglas, unter denen Schränke mit Schubladen eingebaut waren. Im Ruderhaus herrschte Ordnung, alles war blitzblank.

»Eigentlich hatte ich hier eher ein Chaos erwartet«, meinte Bob.

»Mr. Pilcher hortet doch sonst alles Erreichbare.«

»Vielleicht macht er bei Schiffen eine Ausnahme«, vermutete Justus. »Auf einem Schiff sollte man nicht über allen möglichen Kram steigen müssen.«

»Oder er hat einen Steuermann, der es nicht duldet, daß man ihm das Ruderhaus vollpackt«, setzte Peter hinzu.

Justus zog eine Schublade in einem der Schränke auf und fand säuberlich aufeinandergestapelte Karten, die er durchblätterte – Seekarten mit eingezeichneten Riffen und Untiefen. Es waren auch Karten der Küstengewässer vor Südamerika darunter.

»Wie oft mag Mr. Pilcher wohl nach Kolumbien gefahren sein?« meinte Justus.

»Sogamoso ist keine Hafenstadt«, erklärte Bob. »Falls er dorthin wollte, hätte er von der Küste aus über Land reisen müssen – vielleicht auch von einem Hafen in Venezuela aus.«

»Hört mal, ich denke, wir wollen hier das Buch des Bischofs suchen«, warf Peter ein. »Also – wo steckt es?«

»Gute Frage.« Bob öffnete eine Schublade nach der anderen und stöberte in den Seekarten herum. Peter sah hinter den Klapptüren der Schrankfächer nach. Justus suchte die offenen

Regale ab. Die Jungen fanden Bücher über Navigation und einige nautische Instrumente, doch nichts, das sich mit einem Bischof in Verbindung bringen ließ.

Als sie das Ruderhaus systematisch durchstöbert hatten, gaben sie es auf. Justus schloß die Tür wieder ab, und sie stiegen über die Leiter zum Hauptdeck hinunter. Zu beiden Seiten des Schiffes öffneten sich Kabinen. Die Jungen machten sich daran, auch hier nachzuforschen.

In den meisten Kabinen hatte offenbar in letzter Zeit niemand übernachtet. Die Bettwäsche war abgezogen, die Matratzen aufgestellt. Den Kajüten der Besatzung hingegen merkte man deutlich an, daß sie bis zuletzt benutzt worden waren. Jemand hatte unter seiner Koje ein zerknülltes T-Shirt zurückgelassen, und in den Abfallkörben fanden sich leere Zigarettenschachteln und Papierfetzen.

Schließlich kamen die drei ??? zu einer Kabine, die größer war als die übrigen. Vor den Bullaugen waren Jalousien heruntergelassen, und im Raum herrschte ziemliche Dämmerung. Als Justus den Schalter bei der Tür anknipsen wollte, ging kein Licht an. »Wahrscheinlich gibt es auf der *Bonnie Betsy* zur Zeit keine Elektrizität«, vermutete Justus. »Wirklich, ein totes Schiff.«

Er ließ die Tür offen, um überhaupt etwas zu sehen, und betrat die Kabine. Ein breites Bett war mit einem Überzug aus Plastik abgedeckt. Auch über Stühle und Tische waren Plastikhüllen gebreitet. An der hinteren Wand gab es zahlreiche Regale, alle mit schmalen Schutzleisten versehen, damit bei starkem Seegang der Inhalt nicht herausfallen konnte.

Auf einem Regalbrett sah Justus eine Stablampe. Er nahm sie an sich, schaltete sie ein und leuchtete den Raum aus.

»Klarer Fall, die Kabine von Pilcher senior!« erkannte Peter. Die Regale boten den Jungen das mittlerweile vertraute Bild: der alte Sammler hatte alles bis obenhin vollgestopft. Bücher und Aktenstöße waren hoch und quer gestapelt, irgendwo da-

zwischen steckten zwei abgewetzte Tennisbälle. Ein einzelner Lederhandschuh schmiegte sich an einen Pokal, den der Kegelklub Westside einem gewissen Ernest J. Krebs zuerkannt hatte. Bob schüttelte den Kopf. »Wieso hat Pilcher einen Keglerpokal in seiner Sammlung, den jemand anders gewonnen hat?«

»Weil das Ding eben irgendwo rumstand«, grinste Peter.

Justus wollte sich den Pokal näher ansehen, stolperte aber unterwegs fast über ein Hindernis auf dem Fußboden. Eines der Regale war aus der Verankerung an der Schiffswand herausgebrochen und hatte sich nach vorn geneigt, wobei eine Menge Bücher und Papier auf den Teppichboden heruntergefallen war. Justus bückte sich und hob das zuoberst liegende Buch auf. Es war ein uraltes Buch, in Leder gebunden und mit einer Metallschließe versehen. Als Justus die Lampe darauf richtete, leuchtete die Schließe in mattem Goldglanz. Der Einband war so alt und brüchig, daß dünne Lederplättchen an Justus' Fingern haftenblieben.

Aufmerksam betrachtete Justus das ins Leder geprägte Schmuckmotiv auf der Vorderseite des Bandes. Es hatte die Form einer hohen, zugespitzten Mütze. Diese war mit einem Kreuz geschmückt.

Justus sah seine Freunde an. »Ich glaube, die Prägung stellt eine Mitra dar«, sagte er. »Das ist eine Bischofsmütze. Nun haben wir ja wohl endlich das Buch des Bischofs gefunden!«

Er wandte sich zur Tür, um wieder auf Deck hinauszugehen. Doch ein Mann versperrte den Türrahmen, ein stämmiger Mann mit breiten Schultern, über denen sich der Stoff eines blauen Arbeitshemdes spannte.

»Was hast du denn hier?« forschte der Mann. Er streckte eine mächtige, schwielige Hand aus. »Damit kommst du mir nicht weg. Los, gib schon her!«

Tränen der Götter

Justus wollte das Buch auf keinen Fall loslassen, aber das gelang ihm nicht. Der Mann in dem blauen Hemd zerrte ihn mit sich aufs Deck und entwand ihm dort das Buch. Justus konnte nichts dagegen machen, denn inzwischen waren noch zwei weitere kräftige Männer aufgetaucht. Einer hielt ein Stück Eisenrohr gepackt und klopfte damit spielerisch in die Fläche der anderen Hand. Dabei sah er Justus begierig an, als wollte er das Rohr lieber ihm über den Kopf hauen.

»Wir haben endgültig die Schnauze voll von Rowdies, die hier über den Zaun steigen und alles kaputtschlagen«, sagte er drohend. »Diesmal werden wir euch nicht bloß rauswerfen. Diesmal werdet ihr schön dableiben und eine Strafe zu spüren bekommen, die Vandalen verdient haben.«

»Wir sind keine Vandalen!« rief Justus empört. »Miss Marilyn Pilcher hat uns den Auftrag erteilt. Wir waren ordnungsgemäß angemeldet und haben uns eingetragen. Fragen Sie den Wachmann am Tor.«

Die Männer sahen einander skeptisch an, aber keiner mochte zugeben, daß ihr Vorgehen vielleicht doch falsch war.

»Wenn Sie uns nur ein Haar krümmen, müssen Sie sich bei Miss Pilcher dafür verantworten«, fuhr Justus fort.

»Und dann kommt es ganz dick für Sie«, verkündete Peter.

»Ja, wir sind nämlich Freunde von Hauptkommissar Reynolds«, erklärte Bob. »Nur zu – rufen Sie beim Polizeipräsidium in Rocky Beach an und melden Sie, daß Sie Justus Jonas und Peter Shaw und Bob Andrews aufgegriffen haben. Sie werden sich wundern, was Sie dann zu hören bekommen!«

»Was meinst denn du, Bö?« wandte sich einer der Männer an seinen Nebenmann.

»Die veräppeln uns doch«, meinte der Mann, der das Buch an sich gerissen hatte. Immerhin warf er einen Blick zum Tor

zurück, durch das die drei Jungen als angemeldete Besucher eingetreten waren.

»Ich werd' das mal überprüfen«, beschloß der dritte Mann und trabte in Richtung Tor.

Nach wenigen Minuten stieß er wieder zu den Wartenden. Den Wachmann hatte er gleich mitgebracht. Dieser sah sich die Jungen an, nickte rasch und sagte: »Ja, das sind sie. Ich hab' sie selbst reingelassen, vor 'ner knappen halben Stunde.«

»Aha.« Der Kerl mit dem Buch war sichtlich enttäuscht.

»Schön, dann ist das erledigt. Sie können wieder gehen«, äußerte er zu dem Wachmann.

»Das Buch hätte ich gern zurück, wenn ich bitten darf«, meldete sich Justus.

Der Mann reichte es ihm. »Tut mir leid, Kleiner, aber wir haben hier schon ganz üble Sachen erlebt.«

Die Männer schlenderten davon, und der Wachmann kehrte auf seinen Posten zurück. Justus und seine Freunde sahen ihnen nach. Als sie im Dschungel der am Kai liegenden Yachten verschwunden waren, sah Justus mit tiefem Aufatmen auf das Buch in seinen Händen nieder.

»Du zitterst ja«, hielt Peter dem Ersten Detektiv vor.

»Unsinn!« Justus bemühte sich, die Hände ruhig zu halten.

»Die Männer blufften doch nur. Die hätten nichts unternommen.«

Er ließ die Schließe am Buch aufschnappen und schlug den oberen Einbanddeckel zurück. Der Rücken ächzte, als könnte er aufbrechen und die Seiten einzeln aufs Deck flattern lassen. Doch die Bindung hielt stand, und Justus begann die Seiten umzublättern. Sie fühlten sich an wie welke Blätter, so mürb und brüchig, daß sie zu Staub zu zerfallen drohten. In der Mitte des Buches befand sich eine Lücke; an dieser Stelle waren einige Seiten herausgetrennt worden.

»Das ist ein Tagebuch oder etwas Ähnliches«, stellte Justus fest.

»Der Text ist von Hand geschrieben und enthält Datumsanga-

ben. Die Eintragungen beginnen mit *Enero*. Das ist spanisch und heißt Januar. Am ersten Januar befand sich der Bischof – falls ein solcher der Urheber des Textes ist – in . . . an einem Ort namens Santa Fé de Bogotá.«

»Na also!« rief Bob. »Bogotá liegt in Kolumbien. Damit ergibt sich eine Verbindung zu Sogamoso. Auch Sogamoso liegt in Kolumbien.«

»Genau!« Justus gab sich gelassen, aber seine Augen funkelten. »Also dürfen wir annehmen, daß die Mitteilung im Computer etwas mit Jeremy Pilchers Entführung zu tun hat. Da kann sogar ein ursächlicher Zusammenhang bestehen.«

»Aber was ist das nun für ein Buch?« fragte Peter. »Justus, du kannst doch einen spanischen Text lesen. Um was geht es denn überhaupt?«

Justus konzentrierte sich auf die beschriebenen Seiten. Viele Worte im Text konnte er leider nicht übersetzen. Die Tinte war verblichen und braun geworden. Die Seiten waren mit einer verschnörkelten Handschrift ganz eng beschrieben – so eng, daß sich die Zeilen ineinander verhakten. »Mit dem Text hier komme ich beim besten Willen nicht klar«, bekannte Justus. »Auch wenn es Englisch wäre, könnte ich ihn kaum entziffern.«

Bob sah ihm über die Schulter. »Ja, ich seh' schon«, meinte er. »Das sieht aus wie eins von diesen uralten Schriftstücken, in denen bestimmte Buchstaben von unserer heutigen Schreibweise ganz stark abweichen.«

»Na, worauf warten wir dann noch?« Peter hatte einen Vorschlag. »Wir sollten uns an Dr. Barrister wenden. Bestimmt kennt er jemand, der den Text entziffern kann.«

Dr. Henry Barrister war Dozent für Anthropologie an der Universität Ruxton im nahegelegenen San Fernando Valley. Dr. Barrister hatte den Jungen schon einmal geholfen, als sie sich über Volksmedizin und magische Künste informieren mußten. Er hatte viele Freunde an seiner Fakultät in Ruxton,

und deren Spezialwissen war für die drei ??? eine hochwillkommene Quelle für Informationen.

»Der Weg über Dr. Barrister könnte uns viel Zeit ersparen«, bestätigte Justus. »Bevor wir das Buch nach Ruxton bringen, müssen wir allerdings erst Marilyn Pilcher fragen. Sie hat uns aufgetragen, das Buch des Bischofs zu finden, damit sie es dem Entführer im Austausch gegen ihren Vater übergeben kann. Vielleicht ist es ihr vor allem wichtig, ihren Vater wieder in Sicherheit zu wissen, und es kümmert sie nicht, was der Entführer sich von dem Buch verspricht.«

»Ja, richtig«, sagte Peter. »Manchmal denke ich gar nicht mehr an diese Entführung. Der alte Pilcher ist überall so unbeliebt. Und wir lassen uns zu leicht von den mysteriösen Begleiterscheinungen beeindrucken, daß wir darüber ganz vergessen, warum wir diesen Fall überhaupt bearbeiten!«

Justus nickte und schloß die Tür zu Pilchers Kabine wieder ab. Dann gaben die Jungen die Schlüssel beim Wachmann am Tor zurück und machten eine Telefonzelle ausfindig. Erst versuchten sie nochmals Marilyn Pilcher im Haus ihrer Mutter in Santa Monica zu erreichen, aber diesmal war der Anrufbeantworter eingeschaltet. Justus hinterließ eine Nachricht und rief dann im Haus Pilcher in Rocky Beach an.

Mrs. McCarthy kam an den Apparat. »Einen Augenblick, ich hole sie.«

Als Marilyn sich meldete, berichtete ihr Justus von seinem Fund, allem Anschein nach dem Tagebuch eines Bischofs. Marilyn reagierte nicht gleich, doch Justus hörte sie tief Luft holen, wie ein Schwimmer, der zu lange unter Wasser gewesen war und nun wieder frei atmen kann.

»Jungs, was bin ich froh!« stieß sie schließlich hervor.

»Eine Frage«, sagte Justus. »Interessiert es Sie, warum dieses Buch eine so große Rolle spielt, oder wollen Sie es dem Entführer übergeben und die ganze Sache vergessen?«

Marilyn zögerte. »Wir haben ein wenig Zeit. Dieser Mann hat

wieder angerufen. Ich sagte ihm, wir wären noch auf der Suche nach dem Buch, aber es gäbe Schwierigkeiten, da wir nicht genau wüßten, um was es eigentlich geht. Da meinte er: Noch einen Tag. Sie haben noch einen Tag Zeit. Länger warte ich nicht mehr.«

»Also noch bis morgen«, meinte Justus. Dann berichtete er von Dr. Barrister. »Er kennt bestimmt Leute, die alte Schriftstücke lesen können. Sollen wir das Buch nach Ruxton bringen?«

»Das wäre vielleicht das beste«, sagte Marilyn nach kurzem Überlegen. »Wenn wir etwas aus der Hand geben, das meinem Vater viel bedeutet, kann das für ihn eine Katastrophe bedeuten. Auch wenn wir ihm damit das Leben retten. So ist er nun einmal. Also macht nur weiter. Wir haben nichts zu verlieren – ich kann ja den Burschen nicht erreichen und ihm sagen, daß wir das Ding jetzt haben.«

Sie hielt kurz inne und fuhr dann fort: »Vermutlich wäre es ohnehin nicht günstig, wenn ich das Buch hier im Haus hätte. Über Nacht, während ich bei meiner Mutter war, muß jemand hier gewesen sein und mein Zimmer durchsucht haben. Die Schreibtischschubladen machten den Eindruck, als hätte einer den Inhalt herausgenommen und wieder zurückgelegt. Wenn das der Mann war, der Dad gefangenhält, dann muß er ja auch Dads Schlüssel haben, nicht? Also kann er nach Belieben hier ein- und ausgehen.«

»Lassen Sie einen Schlosser kommen«, empfahl Justus, »und die Schlösser auswechseln. Und wir wenden uns an Dr. Barrister. Dann melden wir uns wieder.«

Nun rief Justus Dr. Barrister in Ruxton an. Er hatte Glück; obwohl das Sommersemester schon zu Ende war, arbeitete der Dozent noch täglich in seinem Büro. Er war sofort zu einem Gespräch bereit.

Die drei ??? fuhren schleunigst zum Schrottplatz zurück und fragten Onkel Titus, ob er sie nach Ruxton fahren könnte.

»So, so, nach Ruxton zieht's euch«, sagte Onkel Titus. Er grin-

ste und zwirbelte seinen großen Schnurrbart. »Ich habe Tante Mathilda versprochen, einem Mann in North Hollywood eine Fuhre Ziegelsteine zu bringen. Ruxton liegt ja auf dem Weg. Der Lastwagen ist schon beladen. Na, dann kommt mit – hopp, hopp!«

Die drei Jungen stiegen hinten auf, und los ging die Fahrt. Nach knapp einer Stunde ließ Onkel Titus sie am Universitätsgelände in Ruxton aussteigen; später würde er sie dort wieder abholen. Dr. Barrister hatte einen seiner Freunde bei sich – einen hageren Mann mit völlig kahlem, blankem Schädel. »Das ist Dr. Edouard Gonzaga«, erklärte Dr. Barrister. »Dr. Gonzaga ist der Leiter unserer Fakultät für romanische Sprachen. Er interessiert sich vor allem für alte spanische Handschriften.«

Beglückt packte Justus das Buch des Bischofs aus und reichte es Dr. Gonzaga.

Der Sprachenexperte schlug das Buch auf und sah sich die erste Seite an. »Ah!« sagte er. Aufmerksam blätterte er mehrere Seiten um. Er strahlte übers ganze Gesicht. »Unglaublich!« rief er dann.

»Um was geht es?« wollte Justus wissen.

»Erster Januar, Santa Fé de Bogotá.« Dr. Gonzaga blätterte nochmals zur ersten Seite zurück. »Der Verfasser notiert, er hätte die Messe gelesen und für das Volk von New Granada gebetet, auf daß Gott ihre Mühen segnen möge. Nach der Messe erwartete ihn in der Residenz ein Brief Seiner Majestät des Königs Carlos.«

Dr. Gonzaga sah von dem Buch auf. »Anscheinend seid ihr auf eine echte Rarität gestoßen«, sagte er. »Der Verfasser dieses Tagebuchs war wohl tatsächlich Bischof. Er erwähnt seine Residenz, und auch die Tatsache, daß ein König ein Schreiben an ihn richtet, deutet darauf hin, daß er ein höheres Amt innehatte als das eines einfachen Priesters. Man müßte das Buch genauer untersuchen; es gibt ja Verfahren zur Bestimmung des Alters einer Handschrift anhand des Papiers, der Tinte und so weiter. Aber

es scheint so, als ob ihr hier etwas ganz Besonderes habt – die verschollenen Aufzeichnungen des Enrique Jiminez, des blutigen Bischofs!«

»Des blutigen Bischofs?« wiederholte Justus.

Peter schluckte. »Warum hieß er denn so? Ist ihm etwas zugestoßen?«

»Irgendwann, mein Junge, stößt jedem von uns etwas zu«, erklärte Dr. Gonzaga. »Das Leben ist zeitlich begrenzt, und keiner kommt davon. Der blutige Bischof zog sich eine Erkältung zu. In früherer Zeit konnte das gefährlich sein, es entstand leicht eine Lungenentzündung daraus, die oft tödlich verlief. Es gibt Gerüchte, daß ein Diener dem unglücklichen Kirchenoberen auf dem Krankenlager keine Pflege zukommen ließ und damit seinen Tod herbeiführte. Bewiesen ist das nicht. Zu jener Zeit stand nur fest, daß der Diener des Bischofs nach dem Tod seines Herrn verschwand. Mehrere Bewohner der Residenz haben berichtet, daß Bischof Jiminez jeden Tag Eintragungen in ein Buch machte, doch dieses Tagebuch wurde nie aufgefunden.«

Dr. Barrister lächelte die drei ??? an. »Es gibt da ein Geheimnis für euch«, kündigte er an, »und das müßte euch begeistern! Allerdings ist es etwa vierhundert Jahre alt, und die heute vorliegenden Anhaltspunkte haben tüchtig Staub angesetzt.«

»Es könnte sich um Gold handeln«, fuhr Dr. Gonzaga fort. »Als die Spanier durch Südamerika zogen und für ihr Königshaus alles Land am Wege beschlagnahmten, war häufig Gold im Spiel. Ganze Schiffsladungen wurden aus der Neuen Welt nach Spanien verfrachtet. Die Spanier nahmen sich, was sie finden konnten, und setzten dann die Indianer unter Druck, damit sie in Bergwerken weitere Schätze abbauten. Von diesem Bischof Jiminez hieß es, er hätte die indianischen Minenarbeiter grausam behandelt. Daher nannte man ihn den blutigen Bischof. Ob diese Brutalität wirklich ihm anzulasten war oder nicht vielmehr den Beauftragten der spanischen Krone – also den Aufsehern in den Minen –, das läßt sich wohl heute, nach Jahrhun-

dernten, nicht mehr genau feststellen. Jedenfalls schien der Bischof diese Härten später bereut zu haben. Im Alter setzte er sich tatkräftig für eine bessere Behandlung der Indianer ein. Doch leider bleiben den Menschen oft eher die Untaten in Erinnerung als die Buße. So sprechen Historiker noch heute von dem blutigen Bischof und nicht von dem wohlwollenden Reformier.«

Die drei Jungen schwiegen einen Augenblick beim Gedanken an die so lange zurückliegenden Ereignisse. Sie mußten sich fragen, wie sich daraus in der Gegenwart das Tatmotiv für eine Entführung ableiten ließe.

»Wenn es sich bei diesem Buch tatsächlich um das verschollene Tagebuch des Bischofs Jiminez handelt, wäre es dann sehr wertvoll?« fragte Justus schließlich.

Dr. Gonzaga hatte sichtlich Zweifel. »Wertvoll? Nun, das hängt ganz von den Umständen ab. Für Gelehrte, für Historiker wäre es von Interesse, aber es wäre kein spektakulärer Fund – wie etwa eine Ausfertigung der Magna Charta oder ein Brief der Königin Isabella an Christoph Columbus. Reichtümer würde es gewiß nicht einbringen.«



Nun, dem Entführer ist dieses Buch jedenfalls soviel wert, daß er dafür ein Verbrechen beging. Ist er ein ebenso brutaler Ausbeuter, wie man es jenem kolumbianischen Bischof nachsagte? Geht es ihm um eine der Goldminen in den Anden? Wer hat aus dem Tagebuch Seiten herausgetrennt, und was stand darauf?

Der Wissenschaftler nahm den Band sorgsam an sich. »Doch wie gesagt, für einen Philologen . . . Faszinierend! Ich kann es kaum erwarten, das Buch vor mir zu haben und mich an die Übersetzung zu machen und –«

»Nein, bitte nicht!« rief Bob.

»Dazu bleibt keine Zeit!« sagte Peter rasch.

»Wie bitte?« Dr. Gonzagas Lächeln war verschwunden.

»Der gegenwärtige Eigentümer des Buches wurde entführt«, erklärte Justus. »Als Preis für die Freilassung fordert der Entführer das Buch des Bischofs. Wenn ihm dieses Buch nicht morgen übergeben wird, ist der Ausgang der Sache höchst ungewiß.«

»Oh«, sagte Dr. Gonzaga. »Ich verstehe. Dann reicht die Zeit wohl auch nicht, um eine Kopie anzufertigen? Aber nein, natürlich nicht. Die Seiten eines solchen Buches müßten in einem Speziallabor sorgfältig fotografiert werden. Die kann man nicht einfach fotokopieren.«

Dr. Gonzaga hielt das Buch vor sich hin. Er sah es lange an, als handle es sich um einen ungeheuer kostbaren Schatz. Dann gab er es mit einem Seufzer an Justus zurück.

»Hoffentlich verschwindet das Buch nun nicht von neuem«, sagte er. »Wenn es euch irgendwie gelingen sollte, es der interessierten Fachwelt zu erhalten . . .«

»Das geht klar«, bestätigte Justus. »Wir werden Sie dann sofort verständigen.«

Die Jungen gingen zur Tür. Doch plötzlich wandte sich Justus nochmals um. »Ist Ihnen zufällig etwas über Tränen der Götter bekannt?« erkundigte er sich.

»Tränen der Götter?« wiederholte Dr. Gonzaga. »So nennen manche Indianer in Kolumbien die Smaragde. Warum fragst du? Hat das etwas mit dem Buch zu tun?«

»Durchaus möglich!« antwortete Justus.

Eine Falle wird gestellt!

»Smaragde!« Bob lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und sah mit siegessicherem Lächeln zur Decke der Zentrale hoch. »Spanische Eroberer! Ein gestohlenes Tagebuch! Ein verschwundener Diener! Leute, das ist vielleicht ein Fall! Wenn das Alfred Hitchcock erfährt . . .«

Justus mußte lachen. »Vorerst würde Mr. Hitchcock ein wenig mehr von uns erwarten«, meinte er. »Nämlich daß wir die Puzzleteile fein säuberlich zusammensetzen.«

Der Erste Detektiv hatte die ausgedruckte Mitteilung aus Mr. Pilchers Computer vor sich auf dem Schreibtisch. »Tränen der Götter«, sagte er. »Und alles für Marilyn, wie es in dem Text heißt. Aber wo sind diese Tränen? Und was hat der blutige Bischof damit zu tun?«

»In Kolumbien gibt es reiche Smaragdvorkommen«, wußte Bob. »In den Büchern aus der Bibliothek las ich, daß Kolumbien der bedeutendste Exporteur von Smaragden auf dem Weltmarkt ist. Nur muß Marilyn anscheinend nach Sogamoso reisen, um ihre Smaragde zu finden. Hatte wohl dieser Bischof seinerzeit auch etwas mit der Smaragdgewinnung zu tun, oder ging es dort nur um Goldminen?«

»Wenn Pilcher seiner Marilyn ein Säckchen voll Smaragde zugedacht hat«, meinte Peter trocken, »dann dürfte die junge Dame ausgesorgt haben.«

Justus sah auf die Uhr. »Es wird allmählich spät. Der Nachmittag ist praktisch schon herum. Wir sollten Marilyn anrufen und ihr berichten, was wir inzwischen wissen«, schlug er vor. Er holte sich das Telefon her und wählte Pilchers Nummer. Gleich nach dem ersten Klingelzeichen nahm Marilyn ab.

»Ich bin's«, meldete sich Justus. »Sie wirken ziemlich nervös. Hat sich der Entführer wieder gemeldet?«

»Nein, aber ich wage es nicht, mich einen Schritt vom Telefon

zu entfernen. Konntet ihr von eurem Freund in Ruxton etwas erfahren?«

»O ja. Bei dem Buch, das wir fanden, handelt es sich vermutlich um das Tagebuch eines Bischofs, der vor etlichen Jahrhunderten in Kolumbien gelebt hat. Man nannte ihn den blutigen Bischof, weil er die Indianer, die dort in den Goldminen arbeiteten, grausam behandelte. Das Tagebuch war seit dem Tod des Bischofs verschwunden. Ob all das zutrifft, ließe sich aber erst dann sicher feststellen, wenn wir das Buch Dr. Barristers Freund, Dr. Gonzaga, für eine Untersuchung mit wissenschaftlichen Methoden überließe. Das wollten wir allerdings nicht.«

»Wollte ich euch auch nicht geraten haben«, sagte Marilyn spitz. »Noch etwas«, fuhr Justus fort. »Wir wissen nun, was die Tränen der Götter sind. Diesen Namen verwenden die Indianer in der Andenregion für Smaragde.«

»Smaragde – aha.« Marilyn schwieg kurz, dann sagte sie: »Na sowas. Smaragde! Was meinte Dad nur damit? Habe ich von ihm eine Handvoll Smaragde zu erwarten? Und was soll der ganze Hokusfokus mit einer alten Frau und einem Mittsommerabend? Hört sich an wie ein Hexenrezept – so in dem Stil, ich soll bei Vollmond an einem Kreuzweg eine Hasenpfote vergraben.«

»Wenn wir erst Ihren Vater freibekommen haben, klärt sich das vielleicht alles auf«, sagte Justus. »Jetzt ist vor allem wichtig, daß wir das Buch haben und somit die Forderung des Entführers erfüllen können. Wollen Sie heute nacht im Haus Ihres Vaters bleiben? Soll Ihnen jemand Gesellschaft leisten?«

»Meine Mutter will herkommen, also ist das nicht nötig«, erklärte Marilyn. »Sobald ich etwas erfahre, melde ich mich bei euch.« Sie legte auf.

Unmittelbar darauf klingelte das Telefon. Der Anrufer war Harry Burnside. »Marilyn Pilcher hat mir die Rechnung für ihre Party bezahlt«, teilte er mit. »Damit bin ich bei Kasse, wenigstens im Augenblick, und kann mit euch abrechnen. Wollt ihr

vorbeikommen und euch euren Lohn für die Aushilfe abholen?«

»Aber gern«, sagte Justus.

Er legte auf und schloß das alte Tagebuch im Aktenschrank ein. Die Jungen verließen die Zentrale durch Tunnel II und holten ihre Fahrräder aus Justus' Werkstatt.

Burnsides Partyservice befand sich in einer Seitenstraße der Innenstadt. Im Eingangsbereich trafen die Jungen niemanden an, also gingen sie nach hinten zur Küche durch. Dort saß Harry Burnside an einem massiven Schlachtertisch, einen Stift in der Hand und ein aufgeschlagenes Kontobuch vor sich. Eines der Mädchen, die bei Marilyn Pilchers Party die Gäste bedient hatten, ging gerade weg. Sie winkte den Jungen noch rasch zu.

Burnside war gut gelaunt. »Hallo«, begrüßte er die drei ???. »Euer Geld liegt bereit, also nehmt es lieber mit, solange es noch da ist. Nach meiner Berechnung bekommt ihr Tariflohn für viereinhalb Stunden Aushilfe, und 'ne Kleinigkeit hab' ich dazugelegt.« Er gab jedem der drei einen Umschlag.

»So, damit hätten alle ihren Lohn erhalten, bis auf Ramon. Das erledige ich, sobald er zurückkommt. Er ist mit einer Lieferung unterwegs.«

»Ramon?« fragte Justus. »Ach ja – Ramon ist der Mann, den Sie fürs Geschirrspülen mitgebracht hatten, stimmt's?«

»Ja. In den beiden letzten Wochen hat er für mich erledigt, was eben so anfiel.«

Bob öffnete seinen Umschlag und blätterte die Geldscheine durch. »Hey, Sie haben mir zuviel gegeben.«

»Aushilfsvergütung plus kleine Zulage«, stellte Burnside rasch richtig. »Es geht mir gegen den Strich, nur den tariflichen Mindestlohn zu bezahlen. Dabei käme ich mir vor wie der elende Ausbeuter Dagobert Duck. Mögt ihr ein Stück Schokoladenkuchen? Der ist bei einem Kindergeburtstag heute nachmittag übriggeblieben. Ich muß leider verzichten. Beim nächsten Gramm, das ich zunehme, läuft mir meine Freundin weg.«

»Komisch, so was Ähnliches sagte meine Tante Mathilda heute beim Frühstück zu mir«, bekannte Justus. »Aber das hat sie wohl nicht so ernst gemeint.«

»Der Kuchen steht in der Vorratskammer«, sagte Burnside. »Auf dem Regal hinter der Tür.«

Justus ging in die Kammer, einen kleinen quadratischen Nebenraum mit deckenhohen Einbauregalen, in dem Burnside seine Vorräte und Zutaten aufbewahrte – Kartons voll Schokolade, große Behälter für Mehl und Zucker, Kaviardosen, Gläser mit eingelegten Oliven und vieles mehr.

Justus mußte die Tür wieder anlehnen, um an den Schokoladenkuchen heranzukommen. Als er nach dem Messer greifen wollte, das Burnside auf die Kuchenplatte gelegt hatte, stieß sein Fuß an etwas Weiches.

Er sah zu Boden. Jemand hatte eine Plastiktüte mit Inhalt hinter die Tür gestellt. Es war eine rosafarbene Tüte mit Aufdruck in grellem Lila – aus dem Warenhaus Becket.

Nachdenklich betrachtete Justus die Tüte. Harry Burnside war also bei Becket gewesen, überlegte er. Warum auch nicht? Warum sollte der junge Geschäftsmann nicht dorthin gehen und sich etwas kaufen – vielleicht ein neues Hemd oder ein Paar Schuhe? Ariago leitete diese Filiale für Pilcher – na, und wenn schon? Das mußte nicht gleich bedeuten, daß Burnside und Ariago etwas miteinander zu schaffen hatten.

Doch nun drängte sich Justus wieder die Erinnerung auf- wie Ariago eilig von Mrs. Pilchers Haus wegstrebte. Immer wieder sah er dieses Bild vor sich. Wo war Ariago gewesen, während Justus und Mrs. Pilcher sich unterhielten? Hatte er sich irgendwo versteckt gehalten und sie belauscht?

Jawohl, versteckt! Es konnte nicht anders gewesen sein. Wäre Ariago ein ganz normaler Besucher gewesen, dann hätte Justus ihn im Wohnzimmer angetroffen. Aber er hielt sich versteckt. Warum das?

Und könnte Harry Burnside nicht doch irgendwie mit Ariago in

Verbindung stehen? Könnte der sympathische junge Gastronom an Pilchers Entführung beteiligt sein? Abwegig, doch immerhin vorstellbar. Allerdings war Burnside's Name nicht in Pilchers Computer gespeichert. Doch wahrscheinlich kannte Pilcher Burnside nicht näher und hatte ihn deshalb nicht unter die Lupe genommen. Andererseits schloß dies nicht aus, daß Burnside seinerseits kein Interesse an Pilcher hatte. Vielleicht gab es einen Verwandten, dem Pilcher einmal Unrecht getan hatte. Oder er wußte etwas über den blutigen Bischof und das mysteriöse Tagebuch. Oder er war von Ariago bestochen worden. In Burnside's Kasse herrschte meist Ebbe; möglicherweise hatte er Geld angenommen.

Aus der Tüte schaute etwas Blaues hervor. Justus bückte sich und griff danach. Es war eine Sportjacke. Die Tüte kippte um, und die Jacke rutschte heraus. Unter der Jacke steckte eine zusammengefaltete Zeitung in der Tüte. Diese Zeitung berührte Justus nicht. Er starrte sie nur verdutzt an.

Aus dem bedruckten Papier waren Stücke ausgeschnitten. Wörter! Da hatte jemand aus den Schlagzeilen der Titelseite einzelne Wörter ausgeschnitten!

BÜRGERMEISTER VON TOKIO NACH HUNTINGTON HARBOR GRÜSSE AN PARTNERSTADT ÜBERMITTELT

So lautete eine Schlagzeile, und Justus fügte im Geist das ausgeschnittene Wort wieder ein. Es mußte »kommt« heißen. Das war das zweite Wort in der Mitteilung des Entführers.

»Hey, Justus!« rief Burnside von der Küche her. »Wie lange schneidest du denn noch an dem Kuchen herum?«

Justus erschrak. Er stopfte die Jacke in die Tüte zurück und lehnte diese an die Wand. Hastig schnitt er drei Scheiben von dem Kuchen ab, legte sie auf einen Pappteller und trug ihn in die Küche. »Sie bekommen nichts«, teilte er Burnside mit.

»Schon recht«, sagte Burnside. »Meine guten Vorsätze sind nur von Dauer, wenn mich keiner in Versuchung führt.«

Bob und Peter nahmen ihren Kuchen entgegen. Justus zog einen Hocker unter einer Anrichte hervor und setzte sich auch zum Essen hin.

»Und wie geht's mit eurer reichen Erbin voran?« erkundigte sich Burnside. »Habt ihr schon eine Spur? Bekommt die Dame ihren Vater bald zurück?«

»Das versucht sie zur Zeit, aber da gibt es ein Problem«, antwortete Justus. »Der Entführer will Mr. Pilcher nur gegen das sogenannte Buch des Bischofs freilassen, und Marilyn weiß nicht, was es damit auf sich hat.«

Bob und Peter hielten überrascht im Essen inne. Peter holte spontan Luft, als wollte er verkünden: »Aber wir wissen es doch!«

Wohlweislich behielt er es für sich. Statt dessen sagte er: »Inzwischen haben wir uns garantiert sieben Milliarden Bücher angesehen.«

»Und etliche Tonnen alte Schriftstücke«, warf Bob ein. »Mr. Pilcher hat ja eine Unmenge Zeug gehortet und kann sich von nichts trennen.«

Burnside kicherte. »Wetten, daß das meiste davon keinen Pfifferling wert ist?«

»Später wollen wir noch zu Central Coast Marine«, fuhr Justus fort. »Kennen Sie bestimmt – die Schiffswerft am Bowsprit Drive. Dort liegt Pilchers Yacht zur Zeit im Trockendock. Die *Bonnie Betsy*. Mrs. Pilcher hat vorgeschlagen, auf dem Boot nach dem Buch zu suchen. Wahrscheinlich ist es genauso mit allem möglichem Kram vollgestopft wie das Haus.«

»Würd' mich nicht wundern«, meinte Burnside. Er sah an Justus vorbei zur Tür hin. »Komm nur rein, Ramon«, sagte er. »Ich hab' dir dein Geld hingelegt.«

Justus drehte sich um. Da stand der dunkelhaarige Mann, der bei Pilchers Party den Abwasch gemacht hatte. Er nickte den

Jungen kurz zu und ging zu Burnside, der ihm einen Umschlag aushändigte.

»Seid ihr bald soweit?« fragte Justus seine Freunde. Er steckte den letzten Bissen Kuchen in den Mund, und Peter und Bob waren auch gleich fertig. Sie verabschiedeten sich von Harry Burnside. Ramon war soeben in die Vorratskammer gegangen, um sich auch ein Stück Kuchen abzuschneiden.



Harry Burnside fährt sein Geschäft offenbar in recht lockerem Stil. Man kann bei ihm ohne große Formalitäten ein- und ausgehen und bekommt in Selbstbedienung ein Stück vom übriggebliebenen Kuchen ab. Und da kann auch mal eine Tüte mit artfremdem Inhalt in der Vorratskammer abgestellt werden. Justus hat sie Burnside zugeordnet. Aber war das nicht vielleicht etwas vorschnell?

Die drei ??? verließen das Haus durch die Hintertür. Sie kamen an Burnside's Transporter vorüber, der auf dem Weg hinter der Häuserreihe geparkt war, und gingen zur Straße vor. Erst jetzt blickte Justus zurück.

»Hör mal, was hast du denn dem alles aufgetischt?« wollte Bob wissen.

»Ja, eben! Warum hast du Burnside vom Buch des Bischofs erzählt und ihm weisgemacht, wir wollten später zur Werft?« fragte Peter. »Hast du etwa ein Geheimnis vor uns?«

»In der Vorratskammer stand eine Plastiktüte«, erklärte Justus.

»Eine vom Warenhaus Becket, wo Ariago Geschäftsführer ist. Die Sache wäre an und für sich harmlos – bis auf die Zeitung, die in der Tüte steckt. Aus den Schlagzeilen sind Wörter ausgeschnitten!«

Bob war einen Augenblick sprachlos. »Der Erpresserbrief!« stieß er dann hervor.

»Genau«, sagte Justus.

»Burnside?« überlegte Peter. »Burnside als Entführer? Das kann ich nicht glauben. Das ist ja, wie wenn sich der eigene Opa plötzlich als Dracula entpuppt!«

»Ich weiß.« Justus war sehr ernst geworden. »Es kommt einem unglaublich vor, aber ich habe die Zeitung gesehen, mit eigenen Augen.«

»Und da wolltest du Harry Burnside eine Falle stellen«, erkannte Bob.

»Richtig. Nun denkt er, das Buch könnte sich auf der Yacht befinden. Wir wollen mal sehen, was er jetzt unternimmt.«

Hier sah Peter ein Problem. »Wenn wir ihn beschatten wollen, brauchen wir doch ein Fahrzeug – und zwar gleich!«

Justus nickte. »Ray Estava hat uns seine Hilfe angeboten. Also geben wir ihm die Chance dazu!«

Justus hat eine Erleuchtung

Nach einer Viertelstunde war Ray Estava zur Stelle. Er fuhr einen unscheinbaren grauen Wagen mit rostigen Stoßstangen und etlichen Kratzern und Beulen in den Türen. »Den habe ich mir von einem Nachbarn geborgt«, erklärte Estava, als er die Jungen einsteigen ließ. »Die Karre macht so gar nichts von sich her, damit fallen wir garantiert nicht auf. Wen wollt ihr denn beschatten?«

»Harry Burnside«, entgegnete Justus. »Sein Geschäft ist da drüben. Er müsste jeden Augenblick losfahren.«

»Burnside?« Sanchez wirkte erschrocken. »Der soll in diese

üble Geschichte verwickelt sein? Der Bursche ist in Ordnung, das weiß doch jeder!«

»Klar, man kann es kaum glauben«, gab Justus zu, »aber ich bin zufällig auf etwas gestoßen . . . Da! Er kommt!«

Justus zeigte zum Hinterausgang des Hauses. Harry Burnside schloß gerade die Tür ab.

Ray Estava ließ den Motor an.

Burnside stieg in seinen Transporter und fuhr an.

Die Jungen duckten sich, um nicht gesehen zu werden.

Am Ende des Weges hinter den Häusern stoppte Burnside kurz und sah nach rechts und nach links. Dann gab er wieder Gas, fuhr zur Straße vor und brauste los, in Richtung Küstenstraße. Estava gab ihm einen Häuserblock Vorsprung und setzte sich dann hinter ihn. An der Einmündung zur Küstenstraße mußte Burnside an einer Ampel anhalten. Estava nahm das Gas weg, so daß ein Kleinbus mit Surfern überholen und sich zwischen seinen Wagen und Burnsidés Transporter einreihen konnte.

»Das machen Sie ganz toll«, fand Peter begeistert.

»Ich seh' mir gern Agentenfilme an«, sagte Estava.

Die Ampel schaltete um. Sie bogen in die Küstenstraße ein, und nun ging es nach Norden zum Bowsprit Drive. Justus war mächtig gespannt, als sie sich der Abzweigung näherten. Doch dann fuhr der Transporter einfach am Bowsprit Drive vorüber und zügig auf der Küstenstraße weiter.

»Hey!« sagte Bob. »So steht es nicht im Drehbuch!«

Justus äußerte sich nicht.

Beim Chaparral Canyon verringerte Burnside das Tempo und bog nach rechts ab. Drei Straßen weiter lag ein großes Appartmenthaus. Burnside stellte sein Fahrzeug davor ab, lief zum Eingang und klingelte.

Estava fuhr an Burnsidés Transporter vorbei und parkte einige Häuser weiter vorn. Durch die Heckscheibe beobachteten die Jungen, wie Burnside in das Gebäude ging. Wenige Minuten später kam er in Begleitung eines jungen Mädchens wieder her-

aus – eines hübschen Mädchens mit langen dunklen Haaren. Die beiden stiegen in den Transporter, und Burnside wendete auf der Fahrbahn und fuhr zur Küstenstraße zurück.

»Der fährt nicht zur Schiffswerft«, prophezeite Bob. »Nicht heute abend.«

Das hatte Burnside tatsächlich nicht vor. Er fuhr nach Süden bis Marina del Rey, und dort kehrte er mit dem Mädchen in einem Restaurant ein.

»Das war's dann«, meinte Ray Estava. »Er fuhr seine Freundin zum Abendessen aus. Wundert mich übrigens nicht – der ist kein Gauner. Wenn er zur Werft gefahren wäre, hätte ich glatt einen Herzanfall bekommen!«

Mittlerweile war Burnside für einige Sekunden am Eingang zu dem Lokal stehengeblieben und hielt seiner Freundin die Tür auf. Er wandte den Beobachtern in Estavas Wagen den Rücken zu, und blitzartig kam Justus die Erinnerung an Jeremy Pilcher, wie er in seinem Haus an der Küchentür stand, das Gesicht Burnside und dem Tellerwäscher Ramon zugewandt. Einen Augenblick lang sah Justus wieder Ramons Gesicht vor sich und den Blick, mit dem der Mann Pilcher ansah. Estavas Worte »... einen Herzanfall bekommen« hallten in Justus' Gedächtnis nach.

»Nein!« Justus schlug sich mit der geballten Faust an die Stirn. »Wie konnte ich nur so vernagelt sein! Natürlich war es nicht Burnside! Er kann es gar nicht gewesen sein. Jetzt fällt es mir wieder ein. Pilcher kam in die Küche und schlug Krach, weil eine Serviererin ein Glas zerdeppert hatte – und das war der entscheidende Augenblick!«

Er schwieg kurz und dachte mit geschlossenen Augen scharf nach. »Harry Burnside war in der Küche«, murmelte er. »Er stellte Platten und Schüsseln auf Tablett, und dieser Ramon stand am Spülbecken, die Hände im Wasser. Bis zu diesem Augenblick war Mr. Pilcher nicht in Gefahr, da mache ich jede Wette. Dann plötzlich schwebte er in akuter Gefahr, und das er-

kannte er sofort. Ich habe es mit angesehen, aber begriffen habe ich es nicht.«

Bob lehnte sich vor. »Was hast du nicht begriffen?« wollte er wissen. »Was ist denn dann passiert?«

»Wißt ihr noch, wie wütend Pilcher war? Er brüllte herum, und Marilyn versuchte ihn zu beruhigen. Dann drehte Ramon sich um, sah ihn an – und prompt fiel ihm ein Teller aus der Hand. Und Pilcher hätte fast einen Herzschlag bekommen.«

»Gar nicht so abwegig«, meinte Ray Estava. »Ging mal irgendwas zu Bruch, dann drehte der alte Geizhals fast durch – vor allem wenn er vielleicht für den Schaden aufkommen mußte.«

»Darum ging es gar nicht mehr!« behauptete Justus steif und fest. »Unmittelbar vor dem Augenblick, als der Teller in Scherben ging, faßte Pilcher Ramon zum ersten Mal ins Auge. Ramon starrte ihn ganz entgeistert an. Pilchers Gesicht konnte ich nicht sehen, nur das von Ramon. Sein Ausdruck war ganz eigenartig. Zuerst erschien es mir so, als hätte er Angst, aber da hatte ich mich getäuscht. Das war nicht Angst in seinen Augen, sondern Haß. Ramon sah Pilcher an, wie jemand ein lästiges Insekt ansieht, das man so schnell wie möglich zertreten sollte! Ramon hatte Pilcher wiedererkannt. Er kannte ihn. Und Pilcher erging es mit Ramon ebenso. Deshalb bekam er den Herzanfall!«

Bob kam eine jähe Erleuchtung. »Dann ist Ramon – dann muß er Navarro sein!« rief er.

»Möglich wäre das schon«, meinte Justus. »Er könnte der Mann sein, vor dem Marilyn Pilcher gewarnt werden mußte. Und wenn ich mich nicht sehr täusche, ist er jetzt auf der Werft Central Coast Marine und durchsucht die *Bonnie Betsy*. Er kam ja gerade in dem Augenblick bei Burnside zur Tür herein, als wir von der Yacht sprachen.«

»Na, dann nichts wie los!« Estava ließ den Motor an und gab Gas, und sie rasten zurück und den Bowsprit Drive entlang.

Als sie die Werftanlage erreichten, war es schon fast dunkel.

Peter befürchtete, der Wachmann würde sie gar nicht mehr einlassen.

Da sagte Justus: »Ist auch nicht nötig. Schaut mal!«

Nun hatten es auch die anderen entdeckt. Burnsides in Verruf geratener Tellerwäscher befand sich im Lichtkegel von Estavas Scheinwerfern. Gerade wollte er über den Maschendrahtzaun klettern, der das Werftgelände umgab.

»Nicht anhalten!« rief Bob. »Er soll nicht merken, daß wir ihn sehen. Oder sollen wir ihn stellen, damit er uns sagt, wo Pilcher ist?«

»Nein, wir beobachten ihn weiter«, entschied Justus.

Estava fuhr an Ramon vorbei. Durch die Heckscheibe sahen die Jungen, wie der Mann sich von der Oberkante des Zauns auf das Gelände davor fallen ließ. Dann rannte er auf der Mole los, zur Küstenstraße vor.

Estava wendete auf der Fahrbahn. Er schaltete das Fernlicht ab und fuhr im Standlicht zum zweiten Mal an Ramon vorüber. Nun ging der Mann im Schritt, einen Daumen erhoben, um per Anhalter weiterzukommen.

»Na, wollen wir ihn mitnehmen?« fragte Estava.

»Nein, er kennt uns ja«, wehrte Justus ab.

Estava fuhr in die Küstenstraße ein und einige Straßenzüge nach Süden, dann bog er in den Parkplatz eines Fischrestaurants ein. Die Jungen schauten zum Heckfenster hinaus. Sie sahen, wie ein Kombiwagen rechts heranfuhr, so daß Ramon einsteigen konnte. »Ein dunkler Chevrolet«, stellte Justus fest. »Alles klar«, sagte Estava.

Bis Santa Monica blieben sie in einigem Abstand hinter dem Kombi. Am Lincoln Boulevard ordnete sich dieser zügig in die Ausfahrt ein und hielt am Randstreifen an. Ramon stieg aus, und der Wagen startete wieder.

Noch einmal kurvte Estava an dem Mann vorbei, als hätte er ihn überhaupt nicht bemerkt. Er bog um die nächste Ecke und hielt an. Die Jungen hinten schauten hinaus.

Ramon schritt mit gesenktem Kopf und hochgezogenen Schultern die Straße entlang.

Estava wendete und folgte ihm. Er überholte Ramon und hielt am Straßenrand, bis er vorübergegangen war, dann setzte er sich wieder hinter den Fußgänger. Ramon schien nicht zu merken, daß er verfolgt wurde. Er nahm den grauen Wagen überhaupt nicht zur Kenntnis.

Einige Querstraßen weiter kamen sie in einen unwirtlichen Streckenabschnitt, auf dem das Gelände links und rechts der Fahrbahn wie ein Kahlschlag wirkte.

»Hier hat man die frühere Bebauung abgerissen«, erklärte Estava. »Da wird bestimmt ein Firmenkomplex gebaut. Wohnhäuser können sie nicht mehr aufstellen. Die Gegend liegt zu nahe an der Schnellstraße, und der Lärm wäre zu störend.«

Ramon war nun nur noch ein Schatten, der sich verstohlen über das öde Gelände bewegte. Er hielt auf eine Gruppe dunkler Umriss hinter dem eingeebneten Bereich zu. Offenbar waren das Häuser – leerstehende Abbruchhäuser. Zwischen zwei dieser verfallenen Bauten verschwand Ramon.



Pech für Ramon, daß er das Belastungsmaterial für die Entführung bei Burnside verwahrte. In einem solchen Abbruchhaus hätte es so leicht niemand gefunden. Na, kommt euch nun eine Vermutung? Ein sicheres Versteck in einer verlassenem Gegend – wofür? Oder für wen?

»Wir steigen am besten hier aus und gehen ihm zu Fuß nach«, schlug Justus vor. Er öffnete die Wagentür.

Alle stiegen aus dem Transporter. So geräuschlos wie möglich gingen sie auf die Stelle zu, an der sie Ramon zuletzt gesehen hatten.

»Wo ist er nur hin?« flüsterte Peter, während sie sich in der Dunkelheit zwischen den Häusern vortasteten.

»Psst!« mahnte Justus zur Vorsicht. »Da, seht!«

Vor ihnen war ein Lichtschein zu erkennen – ein schmaler heller Spalt in einem der aufgegebenen Häuser. Die jungen Detektive und ihr Begleiter schlichen sich weiter an. Schritt für Schritt legten sie vorsichtig den restlichen Weg zurück, bis sie nahe genug waren, um ein Fenster zu erkennen. Der Laden war vorgelegt, doch an mehreren schadhafte Stellen zwischen den Querleisten schimmerte Licht hindurch.

Der Verkehrslärm von der nahen Küstenstraße dröhnte herüber, und das jähe Hupen eines Sattelschleppers fuhr ihnen allen in die Glieder.

Als der schwere Lastwagen vorübergedonnert war, legte Justus das Auge an eine der Ritzen im Fensterladen und spähte hindurch. Sein Blick fiel in eine Stube, mit einem Bett und einer abgestoßenen Kommode. Auf dieser stand eine brennende Kerosinlampe. Ramon stand vor dem Bett, zu dem darin liegenden Mann hinuntergebeugt. Der Mann schien bewußtlos zu sein. Er lag halb auf der Seite, das Gesicht zum Fenster gekehrt. Der Mund war leicht geöffnet, die Augen fest geschlossen. Um einen der nackten Fußknöchel war eine Stahlfessel befestigt, und ihre Kette endete in einem Ring, der im Betonfußboden verankert war.

Justus wandte sich leise vom Fenster weg, trat ein Stück zur Seite und winkte die anderen zu sich.

»Wir haben Jeremy Pilcher gefunden«, flüsterte er. »Und nun müssen wir ihn hier rausholen!«

Die Erde bebt!

Ray Estava und die drei ??? zogen sich über das unebene Gelände in den Schutz eines anderen leeren Hauses zurück. Hier blieben sie stehen, um über den nächsten Schritt zu verhandeln. »Wir könnten das Haus stürmen und Pilcher gewaltsam befreien«, sagte Estava, »aber das wäre zu riskant, falls der Bewacher bewaffnet ist. Wenn der Kerl einen Ballermann hat und sich in die Enge getrieben sieht, kann das für Pilcher das Aus bedeuten.«

»Und genauso für uns«, mußte Peter folgern. »Sollten wir nicht das nächste Telefon suchen und die Polizei anrufen?«

»Okay«, sagte Estava. »Das übernehme ich. Wenn die Polizisten den Alten gefesselt auf dem Bett sehen und den anderen Kerl bei ihm vorfinden, dann können sie den Entführer gleich festnehmen, anstatt mich weiter zu verdächtigen. Ihr drei bleibt bitte in der Nähe, ja? Nicht daß Pilcher jetzt noch etwas zustößt, nachdem wir ihn glücklich gefunden haben.«

Estava marschierte los, ohne sich um Zustimmung oder Einspruch der drei ??? zu kümmern.

»Vielleicht hätte einer von uns mitgehen sollen«, meinte Peter, nachdem Estavas Schritte verhallt waren.

»Wozu das?« fragte Bob. »Den Anruf bei der Polizei wird er doch allein schaffen.«

»Ich hoffe nur, daß er es auch wirklich tut«, wandte Peter ein.

»Er hat Grund genug, Pilcher zu hassen. Vielleicht überlegt er es sich anders und läßt uns hier im Regen stehen.«

»Was hätte er davon?« hielt Justus dagegen. »Schließlich muß er sich sagen, daß wir nicht ewig hier herumstehen würden. Er wird die Polizei bestimmt anrufen. Und mit seiner Empfehlung, daß wir in Pilchers Nähe bleiben sollen, liegt er richtig. Ramons Gesicht gefällt mir gar nicht. Womöglich dreht er noch durch, und Pilcher muß dran glauben!«

Die Jungen schlichen vorsichtig zu dem Haus zurück, in dem hinter dem abgedunkelten Fenster die Kerosinlampe brannte. Noch einmal spähte Justus durch die Ritze im Klappladen. Ramon stand noch immer vor dem Bett, den Blick starr auf seinen Gefangenen gerichtet. Im fahlen Lampenschein lagen Schatten auf den hohlen Wangen. Sicherlich hatte er in seinem Leben immer wieder hungern müssen.

»Mich hältst du nicht zum Narren, alter Knabe«, stieß er hervor. Er sprach überlaut, als sei Pilcher taub. In den Fensterrahmen waren keine Scheiben mehr, und trotz des Verkehrslärms verstanden die Jungen die Worte ganz deutlich. »Du verstellst dich doch bloß!«

Ramon bückte sich und packte Pilchers Knöchel. Heftig schüttelte er das Bein des alten Mannes. »Du verstehst mich sehr gut, und ich weiß das. Also spiel dich nicht als Todkranker auf!« Die drei ??? am Fenster standen wie gebannt da. Würde Ramon sich an Pilcher vergreifen? Und mußten sie dann ins Haus eindringen, falls Estava und die Polizei noch nicht zur Stelle waren?

»Ich will das Buch!« Ramon beugte sich zu Pilchers Ohr herunter. »Ich hab' mir dieses Buch verdient. Ich hab' dafür bezahlt – mit Jahren meines Lebens, unter Anklage und im Gefängnis. Ich hätte mit dir geteilt, aber du warst zu habgierig, du wolltest alles für dich! Und dann hast du mich verraten, jawohl! Zur Polizei bist du gelaufen, sobald du dir das Buch unter den Nagel gerissen hattest. Und dann trafen auch schon die Bullen ein. Wie sie mich schnappten, da sagten sie zu mir, sie hätten von einem 'nen Tip bekommen. Sie verhafteten mich. Mich! Ramon Navarro! Sie sperrten mich gleich mal ein, wie den letzten miesen Dieb!

Und weißt du, was passierte, als sie das Buch in meinem Zimmer nicht finden konnten? Sie hängten mir an, ich hätte es verkauft. Sie sagten, nur ich könnte es gewesen sein, und natürlich wanderte ich ins Gefängnis. Ich weiß genau, wo du dann immer

wieder warst, Pilcher. An dem Ort, wo du dir die Taschen vollstopfen konntest, um noch reicher zu werden!«

„Ramon trat vom Bett zurück. Mit ineinander verkrampften Händen schritt er im Raum auf und ab.

Peter hielt Ausschau nach Estava. Warum kam er nicht wieder? Was hielt ihn denn so lange auf?

In der schwach erhellten Stube blieb Ramon nun stehen. Wieder sprach er zu dem Mann auf dem Bett, jedoch mit leiserer Stimme, so daß die Jungen angestrengt hinhören mußten. »Jetzt willst du Zeit schinden«, sagte er. »Du rechnest damit, daß deine Kleine bei der Polizei nicht lockerläßt, bis man dich findet. Du glaubst, daß die immer weitersuchen werden, bis sie schließlich hierherfinden und eine dramatische Rettungsaktion veranstalten. Ist aber nicht so. Hab' ich rausgefunden. Gar nichts tut die Göre. Sie läßt Schuljungen zu sich ins Haus kommen, damit sie bei Nacht keine Angst haben muß. Und wenn ihre Angst zu groß wird, kriecht sie bei ihrer Mutter unter. Die Polizei unternimmt nichts. Und du bleibst schön hier.

Dir ist wohl klar, wo du hier bist, Pilcher, alter Freund? An diesem Ort wird dich keiner suchen, und keiner kann dich hören. Ich habe viel Zeit. Ich kann dich hier so lange schmoren lassen, bis du mir verrätst, was ich wissen muß. He, was is'n hier los?«

Er lief zum Fenster hin.

Peter hechtete erschrocken zur Seite.

Bob machte einen Satz in die andere Richtung.

Justus wich rückwärts aus. Er wollte sich noch ducken, war aber nicht flink genug. Ramon stieß energisch den Fensterladen auf, und dieser hätte Justus fast am Kopf getroffen. Eine Sekunde lang sahen sich Justus und Ramon in die Augen. Justus war zu keiner Bewegung fähig.

Dann packte Peter Justus und riß ihn vom Fenster weg. Der Bann war gebrochen. Die drei Jungen rannten los, so schnell sie konnten.

Ramon brüllte wie ein verwundetes Tier. Der Fensterladen schlug krachend gegen die Hauswand. Eine Tür knallte zu.

Ramon war ihnen auf den Fersen!

Justus drehte sich um. Er sah die Waffe in Ramons Hand. Ein Revolver war das nicht. Ramon schwang eine Art Keule. Einen Baseballschläger! Justus erkannte blitzschnell, daß dieser in Ramons Händen zu einer todbringenden Waffe werden konnte. Ramon war kein junger Mann mehr, aber noch längst nicht so alt wie Pilcher, und außerdem war er sehr kräftig.

Justus lief schneller. Ramon schrie den Jungen Schimpfwörter auf Englisch und auf Spanisch nach. Alles konnten sie nicht verstehen, aber es waren lästerliche Flüche und Drohungen. Er würde ihnen allen den Schädel einschlagen, wenn er sie zu fassen kriegte, brüllte er. Dann hielt er den Mund, um flinker laufen zu können.

Peter stöhnte laut und rannte weiter, in den Schutz der tieferen Dunkelheit zwischen zwei verlassenen Häusern. Bob raste hinterher, und Justus warf sich buchstäblich mit letzter Kraft nach vorn.

Und Ramon kam immer näher! Gleich würde er sie erwischt haben und mit dem Schläger ausholen.

Immerhin waren sie zu dritt. Sie mußten ihm doch wohl den Schläger entwenden und ihn überwältigen können.

Peter fand dies aber zu riskant. Auch wenn sie letztlich die Oberhand behielten, könnte Ramon vorher einen von ihnen niederschlagen.

Peter packte Bob beim Arm und riß ihn mit sich. Stolpernd prallten die beiden gegen die Rückwand eines Hauses. Justus kam angehetzt und blickte sich noch kurz um. Wie weit war der Verfolger herangekommen?

Bedrohlich nahe, mußte er feststellen.

Peter sprang auf ihn zu und zeigte auf eine Tür! Peter hatte eine offene Tür entdeckt! Das leerstehende Haus bot ihnen ein Versteck.

Im Finstern tasteten sich die drei Jungen vor. Justus hielt die Arme vor sich ausgestreckt, denn es war so stockdunkel, daß es ihm vorkam, als ginge er mit geschlossenen Augen.

Als sie im Inneren des Hauses standen, drehten sie sich zum Eingang um. Justus sah, daß es draußen eine Spur heller war. Er konnte hören, wie Ramon schwer atmend vor dem Haus stehenblieb. Justus stellte sich vor, wie der Mann geduckt bei der Tür lauerte und auf ein Flüstern oder sonst ein Geräusch horchte, das ihm das Versteck der Jungen verraten würde.

Schließlich rührte Ramon sich wieder. Justus hörte ihn einen Schritt vorwärts gehen, dann einen zweiten. Da wich Justus nach hinten zurück, um von der offenen Tür wegzukommen. Langsam und vorsichtig ging er rückwärts, bis er gegen eine Wand stieß. Dann bewegte er sich seitwärts. Neben sich nahm er Peter wahr. Oder war es Bob? Es spielte keine Rolle, solange sie alle drei beisammen waren.

Als Justus die Wand nicht mehr im Rücken spürte, wurde ihm klar, daß er an einen anderen Türdurchgang gekommen war. Also lag hinter dem Raum, den die Jungen zuerst betreten hatten, ein zweiter. Justus schob sich rückwärts durch den Türrahmen, und seine Freunde kamen nach. Vorerst waren sie in Sicherheit, aber eben nur für den Augenblick. An der Haustür stand Ramon auf der Lauer. Er wartete nur darauf, daß die Verfolgten sich bemerkbar machen würden.

Mit letzter Hoffnung sah sich Justus nach einer weiteren Tür oder einem Fenster um – nach irgendeinem Fluchtweg aus diesem Haus. Doch im Dunkeln war nichts zu erkennen.

Estava! Wo blieb Estava nur? Warum kehrte er nicht zurück, warum kam die Polizei nicht?

Peter hatte recht gehabt, dachte Justus bitter enttäuscht. Estava mußte es sich anders überlegt haben. Er hatte sie hier ihrem Schicksal überlassen. Nun mußten sie sich selbst helfen. Sie mußten Ramon überwältigen und ihm diesen gefährlichen Schläger entreißen!

Plötzlich schwankte der Boden unter Justus' Füßen. Es war eine ganz schwache Erschütterung, wie wenn drüben auf der Küstenstraße ein schwerer Lastwagen vorübergefahren wäre.

Und dann rumorte es in der Erde! Mit einem Ruck hob sich der Fußboden, senkte sich wieder und hob sich noch einmal. Das Rumpeln schwoll an und wurde immer lauter. Es breitete sich ringsherum aus, bis es nur noch dieses entsetzliche dumpfe Grollen gab und dieses Haus, das zitterte und schwankte. Licht zuckte auf, gleißend und blendend wie Blitze. Das waren die Stromleitungen zwischen den Masten an der Straße – ein Kurzschluß jagte den anderen!

Justus verlor das Gleichgewicht und stürzte. In dem alten Haus ächzte es, als Balken sich aus ihrem Gefüge losrissen und Nägel aus dem Holz gezerrt wurden.

Ein Erdbeben! Das war ein Erdbeben! Jeden Augenblick würde das alte Gemäuer einstürzen. Das Dach würde von den Mauern abgeschert werden und ins Hausinnere herunterdonnern. Und die drei ??? unter sich begraben! Sie mußten so schnell wie möglich hier weg!

Aber Justus konnte nicht fliehen. Er konnte sich nicht einmal aufrichten. Hilflos lag er auf dem heftig schwankenden Fußboden, die Fingernägel in die Bretter unter sich gekrallt. Gleich würde das Haus in sich zusammenkrachen. Justus war gefangen!

Nicht umzubringen

Das Beben wollte kein Ende nehmen. Würde es jemals wieder aufhören? Justus versuchte sich am Fußboden festzuklammern, besessen von der absurden Vorstellung, er würde irgend-

wohin abstürzen, wenn er sich nicht an den Dielenbrettern unter ihm festhielt.

Ringsum hörte er das Gebälk ächzen und quietschen. Das Dach wollte sich von den Mauern, auf denen es errichtet war, lösen. In der Nähe krachte und rumpelte es beängstigend lange, und Justus zuckte zusammen. Nebenan stürzte eine Wand ein. Oder ein ganzes Haus. War es etwa das Haus hier? Würde es Justus und seine Freunde unter sich begraben – in einem Trümmerhaufen?

Endlich ließen die Erschütterungen nach. Zitternd setzte sich Justus auf. Im Finstern nahm er ein helleres Rechteck wahr, das er als ein Fenster erkannte. Also stand diese Wand noch. Das Haus war nicht eingestürzt, und Justus war vorerst in Sicherheit, wie auch Peter und Bob.

Peter meldete sich aus dem Dunkel: »Ich find's schrecklich, wenn das passiert! Daran werde ich mich nie gewöhnen können – niemals!«

»Dann zieh um nach Illinois«, versuchte Bob zu scherzen, aber es klang ziemlich kläglich.

Justus rappelte sich hoch und stand auf. Vor Beginn des Erdbebens hatte Ramon im Hauseingang gestanden, den Schläger in der Hand. Nun war er verschwunden.

Justus ging zur Tür und sah ins Freie hinaus. Dichter Staub hing in der Luft, und der muffige Modergeruch alter Häuser wehte ihn an. Ramon war jedoch nirgends zu entdecken.

Von der Küstenstraße her drang das Licht von Autoscheinwerfern, nur der Lärm war verstummt. Der hektische, endlose Verkehrsstrom war zum Stillstand gekommen. Menschen riefen und Hupen ertönten, doch nichts bewegte sich mehr.

Wie ein Schock traf Justus die Erkenntnis, daß dieser unverstellte Blick auf die Autostraße eigentlich gar nicht möglich war. Noch vor Minuten hatte hier ein Haus die Sicht blockiert. Dieses Haus hatte sich allerdings verändert. Es sah nun wie ein windschiefer Schuppen aus. Drei Außenmauern waren einge-

stürzt, mitsamt dem Dach. Wie ein riesiger, schräggestellter Topfdeckel lehnte es an der stehengebliebenen Mauer.

Aber das war ja das Haus, in dem der alte Pilcher gefangengehalten wurde! »Um Himmels willen!« rief Bob entsetzt. »Dann ist er da drin begr-«

Er brach ab, weil es jäh ganz hell wurde. Ein Wagen kam holpernd über die Schuttmassen neben dem eingestürzten Haus gefahren. Die Lichtkegel der Scheinwerfer bohrten sich durch die Finsternis und erfaßten Ramon.

Ramon stand da und starrte hilflos auf das in Trümmern liegende alte Haus. Er blickte sich nach dem näherkommenden Auto um. Die Scheinwerfer blendeten ihn, und so bemerkte er nicht, daß hinter diesem Wagen ein zweites Fahrzeug herankam, mit einem blinkenden blauen Drehlicht auf dem Dach. Es war ein Streifenwagen der Polizei.

Justus fiel ein Stein vom Herzen. Die Polizei war doch noch gekommen!

Ramon drehte sich zu den Jungen um. Den Baseballschläger hatte er noch in der Hand. Im Nu waren die drei ??? sprungbereit. Sollte sich der Kerl jetzt auf sie stürzen, dann nichts wie los!

Aber Ramon warf den Schläger weg und rannte davon. Wie der Blitz war er hinter dem eingestürzten Haus verschwunden.

Das Polizeiauto stoppte mit einem Ruck. Die Türen flogen auf, und zwei Beamte sprangen heraus und setzten Ramon nach.

»Stehenbleiben!« brüllten sie ihm zu. Der andere Wagen hielt auch an, und Ray Estava stieg aus und lief los, fast ebenso schnell wie die Polizisten. »Mr. Pilcher!« schrie er auf dem Weg zu dem in Trümmern liegenden Haus. »Mr. Pilcher! Alles klar!« Da meldete sich eine Stimme – eine hohe, zittrige Stimme. »Gar nichts ist klar! Sie sind ein Vollidiot! Über mir ist ein Haus eingestürzt. Und für Sie ist alles klar!«

Es war kaum zu fassen. Jeremy Pilcher war in diesem verwüsteten Haus knapp mit dem Leben davongekommen – und fing

schon wieder zu fluchen an! Der Mann war wahrhaftig nicht umzubringen!

Die Polizisten kamen wieder an. Sie hatten Ramon eingeholt, noch ehe er es bis zur Autostraße geschafft hatte. In Handschellen, mit gesenktem Kopf, kam er zwischen den beiden Beamten angetrottet.

»Das ist der Entführer!« Bob trat auf die Polizisten zu. Ramon versuchte sich loszureißen und stieß mit den Füßen um sich. Da ging Bob vorsichtshalber in Deckung.

Die Polizisten verfrachteten Ramon auf den Rücksitz ihres Streifenwagens. Estava rief zu Pilcher hinüber: »Nur ruhig, Mr. Pilcher. Wir holen Sie raus!«

Doch dann fiel dem jungen Mann ein, wer er war und weshalb er hier war. Er dachte an seinen Vater, den der habgierige Alte in dem Trümmerhaufen um seine Existenz gebracht hatte.

»Rutschen Sie mir doch den Buckel runter, Pilcher!« stieß er hervor. Er ging zu seinem Wagen und setzte sich hinein, und er rührte keinen Finger mehr, um zu helfen – auch dann nicht, als ein dritter Wagen übers Gelände angerumpelt kam, mit Marilyn Pilcher am Lenkrad.

»Estava hat sicher zuerst Marilyn alles erzählt und dann erst die Polizei angerufen«, vermutete Peter. »Kein Wunder, daß es so lange dauerte, bis er wieder hier war.«

Mrs. Pilcher war ebenfalls mitgekommen. Im Verein mit den drei ??? mühte sie sich ab, ihre Tochter zurückzuhalten. Marilyn wollte unbedingt durch das Fenster in der stehengebliebenen Mauer einsteigen und sich um ihren Vater kümmern.

»Das überlassen Sie besser uns«, wehrte einer der Polizisten ab. »Wir holen ihn schon heraus.«

»Dann macht euch endlich auf die Socken!« schrie Pilcher. »Statt rumzustehen und Reden zu schwingen!«

Das Haus ächzte und knarrte; jeden Augenblick drohte es endgültig einzustürzen.

Die beiden Polizisten stiegen durch das Fenster ein, und die

Umstehenden hielten den Atem an. Für Pilcher bestand keine akute Gefahr mehr. Das abgesackte Dach und die eine stehengebliebene Wand bildeten über dem alten Millionär eine Art Zelt. Doch man mußte jederzeit mit einem Nachbeben rechnen. Ein neuer Erdstoß, selbst wenn er nur schwach war, konnte das Haus vollends zum Einsturz bringen und Pilcher mitsamt den Rettern unter Trümmern begraben.

Ein Nachbeben gab es zwar nicht, aber bald kam ein Polizist wieder durchs Fenster heraus. Er warf den Jungen einen finsternen Blick zu.

»Der alte Mann ist am Fußboden angekettet«, meldete er. »Konnten wir ja nicht wissen.« Er ging zu seinem Wagen und rief über Funk Helfer herbei.

Nun rückte die Feuerwehr aus. Es dauerte zwar fast eine halbe Stunde, bis sie endlich eintraf, aber sobald die Mannschaft zur Stelle war, ging sie planmäßig und schnell an ihr Rettungswerk. Zwei Männer stiegen durchs Fenster ins Haus und verschafften sich einen Überblick. Sie ließen sich eine Eisensäge geben. Nachdem sie damit hantiert hatten, brauchten sie noch eine Brechstange. Die Jungen konnten hören, wie die Männer in der Hausruine mit Muskelkraft und Werkzeugen schufteten. Dann wurde eine Trage durch das Fenster geschafft und kurz darauf mit Jeremy Pilcher wieder herausgehoben.

Mittlerweile war auch ein Rettungswagen angekommen. »Paßt doch besser auf, ihr Trampel!« schrie Pilcher, als ihn die Sanitäter in das Fahrzeug schoben.

»Oh, Dad!« Marilyn stieg vorn ein, um ihren Vater ins Krankenhaus zu begleiten. »Dad, nun sei doch wenigstens jetzt mal friedlich, ja?«

In diesem Augenblick gab es ein Nachbeben. Aus der Erde drang ein kurzes Rumoren. Das alte Haus, in dem Jeremy Pilcher seine Gefangenschaft zugebracht hatte, stürzte endgültig zusammen und war nur noch ein Trümmerhaufen, gleich einem riesigen Termitenbau.

Ein Geheimnis aus alter Zeit

Die drei ??? waren schon startklar, als Dr. Gonzaga, der Dozent aus Ruxton, eine Woche später zum Schrottplatz der Firma Jonas kam, um sie abzuholen. Auf der Fahrt nach Hollywood bereiteten die Jungen ihn auf den bevorstehenden Besuch im Universum-Studio vor.

»Sie werden Mr. Hitchcock sicher gleich sympathisch finden«, meinte Peter überzeugt.

»Er unterhält sich gern mit Leuten wie Ihnen, die auf einem so interessanten Gebiet Experten sind«, setzte Bob hinzu. »Und er schätzt es sehr, wenn ein solcher Experte mit seinem Spezialwissen uns auf die Sprünge hilft.«

Der Erste Detektiv nickte bedächtig. »Sonst wäre das Buch des Bischofs für uns ein Buch mit sieben Siegeln gewesen.«

Als sie dann Alfred Hitchcock gegenüber saßen, reichte Bob dem Regisseur das Protokoll, das er zu ihrem Abenteuer mit dem schrulligen Sammler verfertigt hatte.

»Dr. Gonzaga möchte dazu auch noch etwas vorbringen«, kündigte er an.

Dr. Gonzaga nickte. »Aber lesen Sie bitte zunächst, was Bob aufgeschrieben hat. Bei meinem Beitrag geht es um ein Geheimnis aus alter Zeit. Seither sind vierhundert Jahre vergangen, also müssen wir das Erzählen nicht überstürzen.«

Alfred Hitchcock lehnte sich auf seinem Sessel zurück und machte sich an die Lektüre. Als er Bobs Bericht über die grotesken Umstände von Mr. Pilchers Entführung und Rettung wieder auf den Tisch legte, sah er lachend zu seinen Besuchern auf. »Unglaublich – dieser Jeremy Pilcher bekommt es fertig, auch dann noch herumzunörgeln, wenn er nach einem Erdbeben von der Feuerwehr glücklich gerettet wird!«

Justus grinste. »Nörgeln und Schimpfen gehören für Mr. Pilcher zum normalen Umgangston. Schlechter Stil, auch für

einen Millionär. Bei Navarro allerdings muß man von schlechtem Charakter sprechen.«

»Navarro steht in mehreren südamerikanischen Staaten auf der Fahndungsliste der Polizei«, führte Bob dies näher aus. »Er ist ein mieser kleiner Gauner und hat schon viele Jahre im Gefängnis zugebracht. Dr. Gonzaga berichtet uns gleich von dem gestohlenen Tagebuch des Bischofs. Es war das erste Mal, daß Navarro nach einem Diebstahl erwischt wurde, aber nicht das letzte Mal. Und für Pilchers Entführung bekommt er nun wieder ein paar Jahre Knast.«

Dr. Gonzaga öffnete seine Aktenmappe und nahm das in Leder gebundene Buch heraus, das Justus an Bord der *Bonnie Betsy* gefunden hatte. »Ich habe jetzt die Bestätigung«, berichtete er. »Es handelt sich hier tatsächlich um das verschollene Tagebuch des Bischofs Enrique Jiminez, der vor langer Zeit in Bogotá gelebt hat. Man nannte ihn den blutigen Bischof, weil die Leute ihm die Schuld an der brutalen Behandlung der Indianer gaben, die für die spanischen Eroberer in den Gold- und Smaragdminen arbeiteten. Die Kirche war allerdings so eng mit der spanischen Kolonialregierung verbunden, daß der Bischof sich von dieser Anschuldigung nicht einfach lossprechen konnte.

In seinem Tagebuch schrieb der Bischof jedoch darüber, wie sehr ihn die Berichte von Mißhandlungen in den Bergwerken entsetzten. Er wollte sich selbst davon überzeugen und unternahm eine Reise zu einer Smaragdmine. Dort wurde im Tagebau gearbeitet – die Indianer gruben im Erdreich, nicht in unterirdischen Schächten oder Stollen. Sie hatten tatsächlich unter unmenschlicher Behandlung zu leiden. Der Bischof reiste sofort nach Bogotá zurück, um beim spanischen Gouverneur Schutzrechte für die indianischen Arbeiter durchzusetzen. Doch ehe der Gouverneur handeln konnte, gab es im Hochland einen gewaltigen Bergrutsch. Die Mine, die der Bischof besichtigt hatte, wurde dabei verschüttet.«

Dr. Gonzaga nahm das Tagebuch zur Hand; beim Vorlesen übersetzte er den spanischen Text ins Englische. »Die Leute graben seit Monaten. Sie versuchen die herabgestürzten Erdmassen wegzuräumen, aber die Arbeit ist sehr gefährlich. Immer wieder tritt ein neuer Bergrutsch auf. Nun kam es zu einer Meuterei. Die Indianer weigern sich, weiterzugraben. Gestern gab der Gouverneur Order aus, daß die Mine aufgegeben werden soll. So sei es denn. Die Tränen der Götter haben schon zuviel Leid unter die Menschen gebracht.«

»Hmm!« meinte Mr. Hitchcock. »Danach war der Bischof ja wirklich kein Menschenchinder.«

»Das haben ihm böse Zungen angehängt«, sagte Peter.

»Aber was ist nun mit den Seiten, die aus dem Buch herausgetrennt wurden?« erkundigte sich Mr. Hitchcock. »Spielen sie überhaupt eine Rolle in der ganzen rätselhaften Geschichte?«

»Sogar die Hauptrolle«, antwortete Dr. Gonzaga. »Die Lage der Mine ließ sich nach dem Bergrutsch nicht mehr genau feststellen. Aus dem einstigen Platz dieser fehlenden Seiten im Tagebuch konnten wir jedoch schließen, daß sie die Reiseschilderung des Bischofs von Bogotá zu der Mine enthalten. Anhand dieser Aufzeichnungen könnte ein Abenteurer auf Schatzsuche den Weg des Bischofs nachvollziehen und wäre dann in Sogamoso am Ziel. An der Stelle, auf die bei Sonnenuntergang am Mittsommerabend der Schatten der »Alten Frau« fällt, würde er die Smaragdmine finden. Dazu muß man wissen, daß die »Alte Frau« ein Berg in den Anden ist, der beim Volk diesen Namen trägt.

Das Tagebuch des Bischofs befand sich viele Jahre lang in einer privaten Sammlung. Der Eigentümer ahnte nicht einmal, was er da in seinem Besitz hatte. Schließlich wurde das Tagebuch von einem Antiquar erworben, der darin einen ergiebigen Fund witterte. Ehe er allerdings das Buch von Experten entziffern lassen konnte, wurde es gestohlen. Die Polizei bekam den Hinweis, daß der Assistent des Antiquars das Buch an sich gebracht

hatte. Als man sein Zimmer durchsuchte, fanden sich mehrere wertvolle Schriftstücke, die der Mann aus dem Antiquariat entwendet hatte, jedoch nicht das Tagebuch.«

»Aha!« sagte Alfred Hitchcock. »War dieser Assistent etwa unser guter Bekannter Navarro?«

»Ja, eben«, bestätigte Peter. »Navarro stritt zunächst alles ab. Dann behauptete er, ein Amerikaner sei in das Antiquariat gekommen und habe sich mit dem Tagebuch unter dem Jackett wieder davongemacht. Das nahm die Polizei Navarro nicht ab, und er landete im Gefängnis.«

»Was sich wirklich zugetragen hat, können wir nur vermuten«, berichtete Bob weiter. »Weder Navarro noch Pilcher äußern sich dazu. Von Marilyn wissen wir, daß ihr Vater, als er in seiner Jugend zur See fuhr und die ganze Welt bereiste, nicht nur die Hafenstädte besuchte, wenn sein Schiff anlegte. Wann immer es ihm möglich war, reiste er ins Landesinnere. Er war ehrgeizig und strebte unablässig nach Erfolg. Dabei trat er oftmals unter anderem Namen auf. In Bogotá lernte Pilcher Navarro kennen, und Navarro hatte irgendwoher Kenntnis vom Inhalt des Tagebuches – zumindest soweit es diese Smaragdmine bei Sogamoso betraf. Gemeinsam heckten die beiden den Plan aus, das Tagebuch zu stehlen. Anschließend hat wohl Pilcher Navarro raffiniert ausgebootet. Navarro wurde verhaftet, und Pilcher brachte ein Vermögen in die Vereinigten Staaten mit.«

»Das bedeutet also, daß er die Smaragdmine gefunden hat«, meinte Mr. Hitchcock.

»Allem Anschein nach ja«, sagte Justus. »Wir nehmen an, daß er der Reisebeschreibung des Bischofs in dem Tagebuch genau folgte. Das Tagebuch ist nicht leicht zu lesen, aber Pilcher kann etwas Spanisch und hätte mit Hilfe eines Wörterbuches einige Seiten entziffern können.«

Dr. Gonzaga nickte. »Auch dir wäre das gelungen, Justus, wenn du genügend Zeit und einige Nachschlagewerke gehabt hättest. Die spanische Sprache hat sich seit vierhundert Jahren nicht

wesentlich verändert – ebensowenig wie die englische. Wir können ja auch Shakespeare ohne allzu große Mühe lesen.«

»Wieso befand sich das Tagebuch eigentlich auf der *Bonnie Betsy*?« wollte Mr. Hitchcock wissen.

»Wir vermuten, daß Pilcher mit seiner Yacht immer wieder Kolumbien ansteuerte, wenn er Nachschub an Smaragden brauchte«, sagte Bob. »Das Tagebuch war gewissermaßen sein Wegweiser zur Mine. Irgendwann gab er dann diese Seereisen auf; vielleicht aus Altersgründen. Er trennte die wesentlichen Seiten aus dem Buch heraus und verwahrte sie zu Hause in einem sicheren Versteck. Und das Tagebuch ließ er wohl auf dem Schiff liegen, weil er es wie üblich nicht über sich brachte, es wegzwerfen.«

»Also konnte der Mann sein Vermögen immer wieder durch den Erlös für einige Smaragde abrunden«, folgerte Mr. Hitchcock.

»Und dann tauchte ganz unvermutet sein ehemaliger Komplize bei der Party seiner Tochter auf. Das muß ein unerhörter Schock für den Alten gewesen sein!«

»Es löste bei ihm sogar einen Herzanfall aus«, berichtete Justus.

»Navarro erkannte Pilcher, trotz der vielen Jahre, die inzwischen verstrichen waren, und Pilcher war dies sofort klar.«

Nun fuhr Peter mit Erzählen fort. »Wir meinen, daß Pilcher nur so tat, als ob er sich ausruhte, während ich bei ihm saß, daß sich aber in seinem Kopf die Gedanken nur so überschlugen. Es war ihm klar, daß Navarro ihn zur Rede stellen würde und daß es Navarro um das Tagebuch ging. Pilcher dachte jedoch nicht daran, sein Geheimnis preiszugeben, und so nützte er die Gelegenheit, um mich im Badezimmer einzusperren, und verbrannte die Seiten aus dem Tagebuch im Kamin. Dann tippte er in seinen Computer die Mitteilung für Marilyn ein. Er wollte sie über die Smaragdmine unterrichten, wohlgemerkt aber nur für den Fall, daß ihm etwas zustoßen sollte.«

»Knickrig bis zuletzt«, murmelte Alfred Hitchcock.

Peter fuhr fort. »Navarro kam die Treppe herauf, als er unten

unbeobachtet war, und er stieß mit Pilcher zusammen, als dieser mich gerade aus dem Badezimmer befreien wollte. Navarro drückte Pilcher ein Kissen aufs Gesicht. Vielleicht wollte er den alten Mann auch nur erschrecken. Das erste Kissen platzte auf, und er mußte ein zweites nehmen. Pilcher stürzte bewußtlos zu Boden. Da fürchtete Navarro vermutlich, er könnte den Mann umgebracht haben, und so beschloß er, Pilcher wegzuschaffen. Er hoffte, es würde so aussehen, als hätte sich Pilcher aus eigenen Stücken abgesetzt.«

»Wie gelang es ihm denn, Pilcher aus dem Haus zu bringen?« fragte Mr. Hitchcock.

»In der Transportkarre für die Wäsche«, sagte Justus. »Unter den benutzten Tischtüchern.«

»Durchaus naheliegend!« Alfred Hitchcock mußte lachen.

Justus berichtete weiter. »Als die Party zu Ende war, mußte Navarro auftragsgemäß die Tischwäsche zur Wäscherei fahren. Ehe er dort ankam, entdeckte er, daß er nicht etwa eine Leiche durch die Gegend transportierte. Denn Jeremy Pilcher lebte noch!«

»Und darin sah dann Navarro die große Chance, sein Glück zu machen«, sagte Bob. »Das leerstehende Haus an der Küstenstraße war das ideale Versteck für einen Gefangenen. Niemand würde dort Pilchers Hilferufe hören. Die Polizei glaubt, daß Navarro in diesem Haus schon etliche Male kampiert hatte, ehe ihm Burnside in seinem Unternehmen Arbeit verschaffte. Der frühere Eigentümer hatte schwere Maschinen in Betrieb, die am Aufstellplatz verankert werden mußten, und von daher rührte noch der Eisenring im Fußboden. Navarro wollte allerdings nicht, daß Pilcher ihm unter den Händen starb, und so sorgte er dafür, daß sein Gefangener immer genügend Essen und Wasser bekam. Pilcher tat so, als läge er die meiste Zeit im Koma, damit er für Navarros Fragen nicht ansprechbar war. Navarro durchschaute diese Taktik, aber er scheute sich, auf Pilcher zuviel Druck auszuüben. Hätte Pilcher einen tödlichen Herzanfall er-

litten, dann wäre die Mine für Navarro unwiderruflich verloren gewesen.«

»Und wie geht es dem schrulligen alten Millionär zur Zeit?« erkundigte sich Alfred Hitchcock.

»Allmählich erholt er sich«, sagte Peter. »Es war ein Wunder, daß er nicht verletzt wurde, als das Dach einstürzte.«

»Ich kann eigentlich gar nicht glauben, daß ein Haus eingestürzt sein soll«, sagte der Regisseur. »Ein so starkes Erdbeben war das doch gar nicht. Ich war zu der Zeit in New York. Aber die Zeitungen berichteten nur nebenbei von einem Erdbeben in dieser Gegend.«

»Das Epizentrum lag unmittelbar in Küstennähe, und der alte Schuppen war wirklich auffällig«, erklärte Bob. »Uns reichte es, das kann ich Ihnen versichern!«

»Pilcher lag ein paar Tage im Krankenhaus«, berichtete Peter weiter, »aber er ist ein zäher Bursche, und nun ist er wieder zu Hause. Marilyn wird den jungen Mann aus Boston übrigens nicht heiraten. Sobald es ihrem Vater bessergeht, wird sie wieder zu ihrer Mutter ziehen. Sie ist inzwischen zu der Auffassung gekommen, daß Jeremy Pilcher sich nicht mehr ändern wird, und daß sein Charakter auf sie abfärben könnte, wenn sie sich zu sehr an ihn klammert. Sie vertritt inzwischen die Meinung, daß nicht Geld allein zählt. Da sieht der alte Geier natürlich rot.«

»Und all die Geheimniskrämerei um die Smaragde war reine Zeitverschwendung.« Bob blinzelte schadenfroh. »Vor einigen Jahren hatte nämlich noch ein anderer die Mine wiederentdeckt, und seither wird darin legal gearbeitet. Alles ist höchstens noch so geheim wie die Filiale der Bank of America in Rocky Beach.«

Alfred Hitchcock mußte lachen. »Das gönne ich den beiden alten Gaunern!«

»Ray Estava ist inzwischen bei einer Bank in Rocky Beach angestellt«, erwähnte Bob noch, »und Ariago macht seine Arbeit

bei Becket und hofft vermutlich, daß Pilcher ihn irgendwann vergißt. Schon seit längerer Zeit bemühte er sich um Mrs. Pilchers Gunst. Er wollte das aber vor Pilcher geheimhalten, und so versteckte er sich, als er Justus zu Mrs. Pilcher kommen sah. Der Frau war die ganze Angelegenheit so peinlich, daß sie nicht wußte, was sie tun sollte. Sie sagt, der Mann sei ihr gar nicht sympathisch, aber anscheinend gelingt es ihr nicht, ihn abzuwimmeln.«

»Manche Leute sind eben unglaublich stur«, sagte Mr. Hitchcock. »Aber wie war das nun mit den gespenstischen Geräuschen auf Mr. Pilchers Dachboden? Könnt ihr euch die Schritte, die ihr da gehört habt, irgendwie erklären?«

»Mrs. McCarthy kann es!« Justus sah undurchdringlich drein.

»Mr. Pilchers Haushälterin behauptet, das sei der Geist des kleinen Mädchens, das einst bei seiner reichen Tante in dem Haus wohnte. Es wurde verstoßen, als eine Brosche der Tante verschwunden war. Man spielte der Kleinen hinterher übel mit, weil man sie als Diebin ansah. Mrs. McCarthy stieg auf den Dachboden, als wir gegangen waren, und stöberte da oben herum. Und da fand sie das hier, zwischen den Falten einer alten Steppdecke in einer der Truhen.« Justus legte eine Brosche auf Mr. Hitchcocks Schreibtisch – eine goldene, mit roten Steinen besetzte Brosche. »Mrs. McCarthy meinte, das sei die Brosche, die das Mädchen damals gestohlen haben soll. Sie vermutet, die Tante müsse sie beim Aufräumen in der Truhe verloren haben. Diese Truhe war ja dann mit all dem übrigen Hausrat an Mr. Pilcher übergegangen.

Wir glauben, daß es sich bei dem ersten Eindringling auf dem Dachboden um Navarro handelte. Ihm waren die Nerven durchgegangen, weil Marilyn das Buch des Bischofs nicht gleich finden konnte, und da schlich er sich mit Pilchers Schlüssel ins Haus, um selbst zu suchen – wobei es dann zum Zusammenstoß mit mir kam. Aber wie war es hinterher? Mrs. McCarthy hat jedenfalls erfahren, daß dieses Mädchen von

einst – inzwischen eine erwachsene Frau – am Tag von Marylins Verlobungsparty bei einem Autounfall ums Leben kam. Und Mrs. McCarthy behauptet, der Geist dieser Frau sei zu dem Haus zurückgekehrt, um die Brosche zu suchen und ans Tageslicht zu bringen, um zu beweisen, daß sie sie nicht gestohlen hatte.«

»Um den Makel von ihrem Erdendasein zu tilgen . . . ?« Mr. Hitchcock wiegte skeptisch den Kopf.

Justus sah nicht weniger skeptisch drein. »Jedenfalls – für die Schritte auf dem Dachboden ist eine andere Erklärung fällig. Es gibt keine Wiederkehr nach dem Tod. Und keine Geister.«

»Natürlich nicht«, bestätigte Alfred Hitchcock. »Ihr wart bei diesen nächtlichen Einsätzen in dem kalten, düsteren alten Haus übermüdet und überdreht. Da hat euch eure Phantasie einen Streich gespielt.«

»Es beruhigt ja ungemein, das hinterher zu erfahren.« Peter grinste. »Nur – wie stelle ich es an, daß ich mich beim nächsten Nachtdienst in einem Spukhaus dran erinnere?«

Justus feixte. »Dann mußt du eben gleich zu Anfang auf den Dachboden steigen und nachsehen, ob sich da ein Störenfried eingenistet hat, der furchtsame Detektive erschreckt. Marilyn hat mir erzählt, sie hätte sich im nachhinein nun doch so über Mrs. McCarthys Geistergeschichte geärgert, daß sie sich ein Herz faßte und den Dachboden nochmals absuchte. Dabei hat sie einen ausgewachsenen Siebenschläfer aufgestört!«

Alfred Hitchcock lachte schallend. »Und ist der Hausgenosse weiterhin munter und aktiv?«

»Wollen wir es hoffen«, antwortete Justus. »Das hübsche Tierchen wurde in einer Spezialfalle lebend gefangen und im Freien ausgesetzt – weit weg von Rocky Beach!«